

# *medien* & *zeit*

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

*Begleitheft zur Ausstellung*

*Von der Propagandaschmiede*

*zur*

*Kommunikationswissenschaft*

*des Instituts für*

*Publizistik- und Kommunikationswissenschaft*

*der Universität Wien*



### Zur Abbildung des Umschlags:

1942 reiste Karl O. Kurth mit einigen ausgewählten Studierenden der Zeitungswissenschaft ins besetzte Polen, damals Generalgouvernement genannt. Die Exkursion diente zwei Zielen: Erforschung der Presse des „Ostens“ und Inspektion möglicher Arbeitsplätze für Studierende des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft. Neben einem Empfang im Krakauer „Haus der Presse“, wo die Studierenden einen Vortrag über den „Stand der deutschen und fremdvölkischen Presse der Landes“ hören konnten, sowie einem Empfang beim Generalgouverneur Hans Frank (er wurde als einer der Hauptkriegsverbrecher 1946 in Nürnberg hingerichtet), erfolgte eine Besichtigung der Staatsbibliotheken in Lemberg, Lublin und Warschau. Dort visitierten sie extra für sie eingerichtete zeitungswissenschaftliche Ausstellungen. Die Ergebnisse der „Studienfahrt“ wurden im Wintersemester 1943/44 im Zuge einer neu eingerichteten Arbeitsgemeinschaft „Generalgouvernement“ verwertet.

# medien & zeit

## Inhalt

Lange lagen keine leichten Schatten auf dem Institut Wolfgang Duchkowitsch.....	4.
Ausschnitte, Teilzeiten und Stromstrecken Anmerkungen zur Biografie des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Wien, im Kontext von dessen Bemühen um eine nachhaltige Geschichte Thomas A. Bauer.....	18
Disziplinarangelegenheit Karl Oswin Kurth vs. Walter Gruner Maria Wrona.....	36
26 Jahre Studienvertretung IG Publizistik Jutta Doppelreiter & Ao Zhou.....	38

## Impressum

### Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien,  
ZVR-Zahl 963010743  
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

### HerausgeberInnen:

Wolfgang Duchkowitsch, Christina Krakovsky

### Lektorat & Layout:

Diotima Bertel, Barbara Metzler;  
Diotima Bertel, Christina Krakovsky

### Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),  
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),  
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),  
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),  
Prof. Dr. Markus Behmer (Bamberg),  
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

### Prepress:

Grafikbüro Ebner  
1140 Wien, Wiengasse 6

### Versand:

ÖHTB – Österreichisches Hilfswerk für Taubblinde und hochgradig Hör- und Sehbehinderte  
1100 Wien, Werkstätte Humboldtplatz 7

### Erscheinungsweise:

*medien & zeit* erscheint vierteljährlich in gedruckter und digitaler Form

### Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro  
Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

### Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

### StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro  
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter [abo@medienundzeit.at](mailto:abo@medienundzeit.at)

### Bestellung an:

*medien & zeit*, Währinger Straße 29, 1090 Wien  
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

### Vorstand des AHK:

Dr. Gaby Falböck (Obfrau)  
Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obfrau-Stv.)  
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obfrau-Stv.)  
Mag. Christian Schwarzenegger (Obfrau-Stv.)  
Mag. Christina Krakovsky (Geschäftsführerin)  
Barbara Fischer, Bakk. (Geschäftsführerin-Stv.)  
Dr. Norbert P. Feldinger (Kassier)  
Mag. Bernd Semrad (Kassier-Stv.)  
Mag. Diotima Bertel (Schriftführerin)  
Irina Pöschl, Bakk. (Schriftführerin-Stv.)  
Mag. Roland Steiner  
Ing. MMag. Dr. Johann Gottfried Heinrich, BA  
Dr. Erich Vogl

## Editorial

Die Sonderausgabe von *medien & zeit* figuriert als Begleitheft zur Ausstellung „Von der Propagandamaschinerie zur Kommunikationswissenschaft“, die einen Beitrag des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien zum 650-Jahr-Jubiläum der Universität Wien darstellt. Sie visualisiert die Geschichte des Instituts seit seiner Eröffnung 1942 inklusive einer 1936 etablierten außeruniversitären Vorgängereinrichtung. Die Ausstellung wird am 24. September 2015 eröffnet und bis 25. Februar 2016 zu besichtigen sein. Aufgrund der Beengtheit räumlicher Gegebenheiten ist die Ausstellung auf drei Ebenen des Hauses verteilt. Sie beginnt in der Media-Lounge (Erdgeschoß) des neuen Hauses in der Währingerstraße 29 und geht im 3. und 7. Stock des Instituts weiter.

Die Konzeption der Ausstellung ist darauf ausgerichtet, keine „folkloristischen“, romantisierenden Eindrücke von Entwicklungen am Institut zu offerieren. Vielmehr ist sie darauf abgestellt, Ideen von Pierre Bourdieu im Buch „Homo academicus“ (1988) sowie im Buch „Vom Gebrauch der Wissenschaft“ (1998) zu integrieren. Substanzielle Grundgedanken der Ausstellung orientieren sich neben der Literatur über die Institutsgeschichte stark an Ausführungen von Michael Meyen und Maria Löblich im Band „80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München“, 2004. Meyen und Löblich beschäftigten sich in diesem Band mit drei Fragen: Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese? Ihre Antworten: Ein Blick in die Vergangenheit des eigenen Fachs bedeutet Hilfe, Wurzeln von Kontroversen erkennen und damit rationalisieren zu können. Ein solcher Blick habe „therapeutische Effekte“. Ein Blick in die Vergangenheit dürfe sich nicht bloß auf kognitive Prozesse und normative Ebenen richten. Denn dann gerate er zu kurz, lasse er doch die institutionelle Ebene außer Betracht. Zu dieser zählen laut Meyen und Löblich die Biographien der leitenden akademischen Akteure, die zur Verfügung stehenden Ressourcen (Personal und Räume) sowie die Beziehungen zu anderen akademischen Disziplinen sowie zur „Praxis“, das Ansehen eines Fachs an der Universität sowie der gesellschaftliche Problemlösungsbedarf, der in ein Institut hineingetragen wird. Und nicht zuletzt das Faktum, dass bei einer relativ jungen und kleinen Disziplin, wie es die Publizistik- und Kommunikationswissen-

schaft ist, einzelne Wissenschaftspersönlichkeiten starken Einfluss auf die Entwicklung eines Instituts haben.

In der Media-Lounge präsentiert die Ausstellung ein Panorama, das vom Selbstverständnis der Zeitungswissenschaft im Austrofaschismus über die Gründung des Instituts im „Dritten Reich“ bis zu Entwicklungen am Institut in der jüngsten Vergangenheit reicht. Die BesucherInnen der Ausstellung in der Media Lounge erwartet überdies ein Video-Loup. Es offeriert Ausschnitte aus Produktionen des utv (Universitätsfernsehens), die Studierende des Instituts in den 1990er Jahren geschaffen haben. Im 3. Stock präsentiert die Studienvertretung IG Publizistik ihr historisch gewachsenes Selbstbild. Im 7. Stock setzt die Ausstellung zwei Schwerpunkte. Der erste liefert ergänzende sowie pointierte Details zu der in der Media-Lounge vermittelten Geschichte des Instituts ab seiner Eröffnung 1942 bis zum Ende der Leitertätigkeit von Kurt Paupié 1981, der als erster in der Reihe der Institutsvorstände ein Ordentliches Ordinariat bekleidet hatte. In diesem Abschnitt der Ausstellung wird unter anderem auf die perfekt gelungene Indoktrination der Studierenden im „Dritten Reich“ sowie konträr dazu auf die Kritik von Studierenden an der Didaktik und am Inhalt von Lehrveranstaltungen in den frühen 1970er Jahren aufmerksam gemacht. Der zweite Schwerpunkt verschafft eine Zusammenschau von wichtigen Forschungs- und Publikationstätigkeiten seit der 1984 erfolgten Übernahme der Leiterfunktion durch Wolfgang R. Langenbucher. Dieser positiven Bilanz von Leistungen des Instituts steht in diesem Abschnitt der Ausstellung der 2006 unternommene Versuch von Langenbucher gegenüber, das Rektorat mithilfe eines 102 Seiten starken „Forschungsprofils“ endlich zur Lösung der längst schon fällig gewordenen personellen und räumlichen Probleme des Instituts zu bewegen.

Im Verlauf der letzten Jahre sind die in internationalen Kooperationen durchgeführten Forschungsprojekte und die wissenschaftliche Strahlkraft des Instituts in der europäischen scientific community stark angewachsen. Viele junge MitarbeiterInnen (sei es auf einer prae-doc- oder einer post-doc-Stelle) haben wesentlich zu einer breiten und tiefgreifenden Prosperität beigetragen des Instituts. Diese kann die Ausstellung aufgrund ihrer zeitlich weit zu spannenden Dimension und der

räumlichen Beengtheit im 7. Stock andererseits leider nicht aufgreifen. Sie könnte allerdings in einer nachfolgenden Exposition visualisiert werden, die sich auf aktuelle Forschungsleistungen konzentriert.

Der erste Beitrag in der Sonderausgabe stammt vom Leiter der Ausstellung. Er referiert zunächst die Bedeutung der Zeitungswissenschaft im Austrofaschismus sowie nach dem „Anschluss“ am 1942 offiziell eröffneten Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien. Der Beitrag setzt mit einer Darstellung des Instituts in der langen Nachkriegszeit fort und liefert mit einer Fokussierung der Institutsgeschichte auf Aktivitäten und Ansichten von Kurt Paupié eine nicht verzichtbare Aufgabe ab. Den Abschluss des Beitrags liefert eine Betrachtung von schweren Bürden, die auf dem Institut trotz vieler erfolgreicher Initiativen und international beachteter Forschungsleistungen während der Vorstandszeit von Langenbacher lasteten. Von diesen Bürden konnte sich das Institut erst allmählich unter der Institutsleitung seines Nachfolgers Hannes Haas befreien. Der Beitrag folgt zur Gänze weitgehend der im Anhang angegebenen Literatur.

Maria Wrona, großartige Mitarbeiterin bei der Gestaltung der Ausstellung, nimmt sich auf Basis von Quellen im Archiv der Universität Wien eines Eklats am Institut für Zeitungswissenschaft im „Dritten Reich“ an. Ihr Beitrag zeigt auf, dass der Institutsvorstand Karl O. Kurth in der StudentInnenschaft nicht nur Adepten seiner Lehre hatte, sondern auch einen exponierten Widersacher seiner Lehre und Person. Jutta Doppelreiter und Ao Zhou, beide Mitglieder der Studienvertretung IG

Publizistik, schildern in ihrem anschaulich verfassten Beitrag, wie die IG Publizistik basisdemokratisch entstand und auf welche Initiativen und großen Erfolge sie in ihrer 26-jährigen Arbeit zurückschauen kann. Ehemalige Mitglieder der IG Publizistik kommen dabei zu Wort.

Den Abschluss der Sonderausgabe bilden Ausführungen von Thomas A. Bauer, seit 2013 am Institut emeritiert, zu drei sehr großen Themen: Praxisorientierung, Internationalisierung und kulturtheoretische Perspektive der „Wiener Publizistikwissenschaft“. Er verzichtet dabei ganz bewusst auf die Nennung von Personen sowie auf die Angabe von Positionen und Funktionen. Ihm geht es ausschließlich um Ideen-Modelle und Konzepte von Nachhaltigkeit, um historisch motiviertes Lernen und historisch-dialektisch entwickelte Identität. Sein ambitioniertes Denken und Tun als zweiter Ordinarius am Institut seit 1993 neben Wolfgang R. Langenbacher gießen sich in diese Ausführungen ein. Seine bescheiden bloß als „Anmerkungen“ zur „Biografie des Instituts im Kontext des Bemühen um eine nachhaltige Geschichte“ apostrophierten, an den Beginn des Beitrags gestellten breit gefächerten Überlegungen enthalten reichhaltigen Nähr- und Nachdenkstoff. Ebenso Zündstoff für das Projekt einer zukünftig zu schreibenden „großen“ und „neuen“ Geschichte des Instituts, wenn einmal Wagemut für ein solches Unternehmen ohne Vorbild aufkommt, angemessene Zeit, qualifizierte MitarbeiterInnen und finanzielle Ressourcen gefunden werden können.

**Wolfgang Duchkowitsch &  
Christina Krakovsky**

# Lange lagen keine leichten Schatten auf dem Institut

**Wolfgang Duchkowitsch**  
**Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,**  
**Universität Wien**

## Abstract

Der Beitrag referiert zunächst die Bedeutung der Zeitungswissenschaft im Austrofaschismus sowie am 1942 pompös eröffneten Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien. Er setzt mit einer Darstellung der Struktur des Instituts während der langen Nachkriegszeit sowie während seiner nachfolgenden zehnjährigen kommissarischen Leitung fort. Darnach erbringt er mit einer Fokussierung auf Aktivitäten von Kurt Paupié, Ordinarius und Institutsvorstand (1969-1981), eine unverzichtbare Schuldigkeit gegenüber der Geschichte. Den Abschluss des Beitrags liefert unter anderem eine Betrachtung anderer schweren Bürden, die trotz vieler erfolgreicher Initiativen und international beachteter Forschungsleistungen auf dem Institut während der Vorstandszeit von Wolfgang R. Langenbucher (1984-2006) lasteten. Von diesen Bürden konnte sich das Institut erst allmählich während der Institutsleitung unter Hannes Haas (2007-2010) befreien. Die inhaltliche und textliche Gestaltung des Beitrags folgt weitgehend eigenen Publikationen, die im Verlauf meiner Auseinandersetzung mit der Geschichte des Instituts für Zeitungswissenschaft bzw. für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien sowie mit den beiden Institutsvorständen Karl O. Kurth und Kurt Paupié entstanden sind.

Die Einleitung sei mit einer persönlichen Erinnerung eröffnet. Nach dem Tod von Kurt Paupié im Dezember 1981 wurde der vakant gewordene Posten eines Ordentlichen Professors und Vorstand des Instituts international ausgeschrieben. Unter den Bewerbern, die für die Nachfolge von Paupié eng in Betracht kamen und deshalb zu einer Probevorlesung eingeladen wurden, befand sich Heinz H. Fabris, Institut für Publizistikwissenschaft der Universität Salzburg. Pointiert verwies er auf vergebene und im Austrofaschismus verhinderte Chancen, der Zeitungswissenschaft, seit 1908 bloß durch sporadisch abgehaltene Vorlesungen von Wilhelm Bauer, Institut für Geschichte der Universität Wien, vertreten, eine empirisch-analytische und (werbe)psychologische Ausrichtung zu verschaffen. Dabei führte er neben Ernst Dichter vor allem Paul F. Lazarsfeld an, der 1931-1932 eine große Radiohörerbefragung (RAVAG-Studie) unternommen sowie gemeinsam mit Maria Jahoda und Hans Zeisel 1932 die international hoch beachtete Studie „Die Arbeitslosen von Mariental“ vorgelegt hatte. Diesen Punkt ergänzte er um kritische Anmerkungen zur Existenz des nach dem „Anschluss“ Österreich an das Deutsche Reich neu

gegründeten Instituts für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien sowie zu historisierenden Traditionen an diesem Institut nach dem Zweiten Weltkrieg bis weit in die 1970er Jahre hinein. Das Verhalten von Paupié gegenüber „aufmüpfigen“ Studentenvertretern sprach er nur indirekt an.

Bei den Studierenden, die Fabris unter den Bewerbern für den Vorstandsposten favorisiert hatten, fanden seine kritischen Hervorhebungen großes Gefallen. Die Berufungskommission unter der Leitung von Marianne Lunzer, die nach dem Tod von Paupié das Institut interimistisch leitete, reagierte irritiert. Die Kommission erachtete Fabris für die Leitung des Instituts als untragbar. Auf den „Dreier-Vorschlag“ platzierte sie Heinz-Dietrich Fischer sowie Wolfgang R. Langenbucher und Thomas Bauer ex aequo an zweiter Stelle. Dass die Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg kraft ihrer damals geltenden ministeriellen Befugnis Langenbucher den Vorzug erteilte und ihn zum Leiter des Instituts ernannte, ist schon wieder eine andere Geschichte, die hier nicht weiter erörtert werden soll.

Mehr als 30 Jahre nach der vergeblich gebliebe-

nen Bewerbung von Fabris ist Gelassenheit im Umgang mit dieser Episode angezeigt. Ähnliches gilt im Sinne von „sine ira et studio“ für den Umgang mit der Geschichte des Instituts unter der Leitung von Karl O. Kurth und Kurt Paupie und erst recht mit der Geschichte der außeruniversitär betriebenen Zeitungswissenschaft im Austrofaschismus. Die kurze, aber höchst folgenreiche Zeit des Austrofaschismus wird heute – fast 80 Jahre nach ihrem Ende – immer noch gegensätzlich betrachtet. Die Kontroverse entzündet sich allein schon an der Verwendung des Begriffs „Austrofaschismus“. Pro- und Kontra-Stimmen österreichischer Zeithistoriker in der Rubrik „Kommentare der anderen“ in der Tageszeitung „Der Standard“, erschienen im Frühjahr 2015, belegen dies neuerlich. Für die Ausstellung und demgemäß auch für das Begleitheft zur Ausstellung gilt die Definition des Politikwissenschaftlers Emmerich Talos im Buch „Das austrofaschistische Herrschaftssystem“, 2013. In diesem Buch widmet sich Talos auch der Österreichischen Pressekammer sowie der „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“.

## Zeitungswissenschaft im Austrofaschismus

Zeitungswissenschaft mit unmittelbarem Praxisbezug etablierte sich im Rahmen der 1935 gegründeten „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“. Deren Vereinsziel bestand in der Schaffung eines Forschungs- und Lehrinstituts in Wien. Dieses Institut sollte den Namen „Österreichisches Institut für Zeitungskunde“ erhalten und sich der Aufgabe widmen, das Zeitungswesen mit allen „zusammenhängenden Problemen“ zu erforschen. Vorträge, Kurse, Ausstellungen, Führungen und Studienreisen sowie Bücher und Periodika sollten über das österreichische Pressewesen in Vergangenheit und Gegenwart aufklären. Zum Präsidenten der „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“ erhob Bundeskanzler Kurt Schuschnigg den außerordentlichen Gesandten, bevollmächtigten Minister und Leiter des österreichischen Bundesnachrichtendienstes Eduard Ludwig. Im Frühjahr 1936 richtete die Gesellschaft eine Vortragsreihe ein, die sich im Takt des Semesterbetriebs der Universität Wien an die allgemeine Öffentlichkeit und im Speziellen an die studentische Jugend wandte. Die Vortragsreihe sollte die baldige Schaffung einer Lehrkanzel für Zeitungswissenschaft an der Universität vorbereiten. Den Einführungsvortrag „Staat und Pres-

se“ hielt Ludwig. Zeitung definierte er dabei als Mittel, „das geeignet ist, in einer größeren oder kleineren Menge von Menschen bestimmte Meinungen in bestimmte Richtungen zu lenken“.

Im Kuratorium der „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“ sollte Wilhelm Bauer neben dem Literaturhistoriker Eduard Castle für die nötige wissenschaftliche Reputation sorgen. In seinen Vorlesungen an der Universität über die österreichische Mediengeschichte sowie über die Geschichte der öffentlichen Meinung stand zunehmend das „jüdische Element“ auf dem Pranger.

Der Plan der Gesellschaft, ein „Österreichisches Institut für Zeitungskunde“ zu errichten, verlief im Sand. Realisiert wurde eine andere Idee: die Errichtung eines Kurses für Zeitungskunde. Der Kurs kam in Verbindung mit der 1936 errichteten Österreichischen Pressekammer zustande. Als eine der wichtigsten Aufgaben der Pressekammer verstand Schuschnigg die „Überwachung der Moral der Presse“ und die „Regelung des journalistischen Nachwuchses“. Ludwig, zusätzlich nun zum Präsidenten der Pressekammer ernannt, vertiefte diesen Leitgedanken: Die Presse habe die Erkenntnis „richtigen Staatswohls“ und „wohlerwogener Wege“ zu pflegen. Für ihn war die Zeitungswissenschaft gemäß austrofaschistischer Programmatik nicht „Selbstzweck“, sondern „Dienst in der geordneten menschlichen Gesellschaft“.

Zeitungswissenschaft galt ihm als Fach, das sich wie jede andere Disziplin der Erkenntnisse und Methoden aus der Nachbarschaft bedienen müsse. Wie jede andere Wissenschaft umzäune sie, so Ludwig, „ihr Arbeitsfeld kraft eigenen Rechts und entnimmt ihm die Früchte nach eigenem Bedarf“. Theoretisch-praktische Kenntnisse seien zu vermitteln, wenn es um die „Kultivierung“ des journalistischen Nachwuchses geht, um eine „Kultivierung“, die „selbstverständlich“ eine ideologische sein müsse.

Der Kammerkurs, für den sich rund 250 Personen inskribiert hatten, startete am 1. März 1937 im Gebäude des Deutschen Ritterordens, Wien 1, Parkring 8. Dieses Gebäude, in dem neben der Österreichischen Pressekammer und der „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“ die Gewerkschaft der Journalisten Österreichs untergebracht war, trug die Bezeichnung „Haus der Presse“. Die Dauer des Kammerkurses belief sich

auf sechs Semester, analog zum Studium der Zeitungswissenschaft im Deutschen Reich. Bei der Inskription musste die Mitgliedskarte der Vaterländischen Front vorgelegt werden. Mit Beginn des Wintersemesters 1937 erhielt der Kurs einen neuen Namen: Akademie für Presse und Politik. Politische Bildung des Menschen in allen seinen staatsbürgerlichen Beziehungen im Sinne des Austrofaschismus rückte nun in den Fokus der Ausbildung vor. Der neue Lehrplan wurde durch die parallel weitergeführten Vorträge der „Österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde“ ergänzt. 164 Hörerinnen und Hörer fanden sich im Wintersemester ein. Es bot neben theoretischen Ausführungen zum Thema Außenpolitik und Presse sowie zum Thema Volkswirtschaft und Presse einige praxisbezogene Übungen an.

Der „Anschluss“ Österreichs am 12. März 1938 setzte der Akademie für Presse und Politik ein jähes Ende. Schon in der Nacht auf den 12. März 1938 wurden die leitenden Funktionäre der Pressekammer, darunter Eduard Ludwig, verhaftet und hernach in der Nacht zum 1. April 1938 mit anderen Häftlingen im Vollzug des „Prominententransports“ in das KZ Dachau deportiert.

## **Das Institut für Zeitungswissenschaft in der NS-Zeit**

Nur wenige Wochen nach dem „Anschluss“ setzte Walther Heide, Präsident des Deutschen zeitungswissenschaftlichen Verbandes (DZV), den Impuls zur Gründung eines Instituts für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien. Er fand dafür bei Goebbels und Otto Dietrich, Pressechef der Reichsregierung, uneingeschränkte Unterstützung. Im Sommer 1938 ließ Dietrich die weitläufigen Räume des aus rassistischen Gründen geschlossenen und unter kommissarische Leitung gestellten Verlags C. Barth in der Heßgasse 7 (1. Wiener Bezirk) für den Einzug des Instituts bereitstellen. Goebbels stattete das Institut umgehend mit einem stattlichen Budget aus, das treuhänderisch vom DZV verwaltet wurde. Der Gesamtetat für Sach- und Personalkosten ließ schließlich das bislang höchstdotierte Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Berlin an die zweite Stelle rücken.

Das Professorenkollegium der Universität Wien verhielt sich angesichts des raschen Tempos an Vorkehrungen aus zwei Gründen besorgt: Das neue Institut dürfe weder durch eine einseitige

materielle Begünstigung noch durch eine „Verbildigung“ des Doktorats eine Sonderstellung erhalten, betrug doch die Dauer des zeitungswissenschaftlichen Studiums nur sechs Semester.

Zügig ging die räumliche Ausstattung des Instituts voran, nicht hingegen die personelle. Ende 1939 verfügt das Institut mit Wilmont Haacke zwar schon über einen Assistenten, die Leitung des Instituts hingegen blieb vakant. Haacke verfasste 1941 für das von Heide herausgegebene „Handbuch der Zeitungswissenschaft“ einen Beitrag über das Wiener jüdische Feuilleton, der in der Schmähung gipfelte:

*„Das jüdische Feuilleton endete, wie es begonnen hatte: als Akrobatik der Sprache. In seiner Tendenz zur Vernichtung hatte es sich schließlich auch selbst zugrunde gerichtet.“*

Nach der Habilitation 1942 an der Universität Prag, wo ebenfalls ein Institut für Zeitungswissenschaft errichtet worden war, erhielt er einen Lehrauftrag für Zeitungswissenschaft an der Universität Heidelberg.

An Interessenten für die Institutsleitung hatte es nicht gemangelt. Aber erst als sich die Berufungskommission unter dem Vorsitz von Wilhelm Bauer im Sommer 1941 mit der Bewerbung von Karl O. Kurth, geboren 1910, Geschäftsführer des DZV, konfrontiert sah, fiel eine positive Entscheidung. Die Kür von Kurth zum Leiter des Instituts erfolgte trotz des Einwandes von Bauer, er verkörpere aus der Perspektive einer intendierten politischen Willensbeeinflussung eine sehr enge Auffassung von der Zeitungswissenschaft. Diese enge Auffassung hatte Kurth im Widerstreit mit Befürwortern einer sozialpsychologisch orientierten Publizistikwissenschaft schon 1935 im Auftrag von Heide folgendermaßen artikuliert:

*„Sozialpsychologie über den Gegenstand Zeitung und ihre Wirkung ist Sozialpsychologie, aber keine Zeitungswissenschaft.“*

Die Eröffnung des Instituts am 7. Mai 1942 wurde in der Heßgasse 7 pompös gestaltet. Nahezu alle zeitungswissenschaftlichen Kapazitäten und Vertreter der diversen Pressefachverbände des „Dritten Reichs“ sowie die Prominenz aus NSDAP und SS feierten sie als weitere „Eroberung“ einer deutschen Universität mit: Wien sei nunmehr an die Seite der zeitungswissenschaft-

lichen Institute bzw. Abteilungen in Berlin, Hamburg, München, Münster, Heidelberg, Freiburg, Köln, Königsberg, Nürnberg und Prag getreten. Drei Ausstellungen begleiteten die Eröffnung. Die Sonderschau „Die Feld- und Schützengrabenzei- tungen des Weltkriegs und der Gegenwart“ basierte teilweise auf der Dissertation von Kurth sowie auf Materialien der Sammelstelle für Frontzei- tungen beim DZV. Die zweite Exposition „Von der Jugendpresse der Vergangenheit zur Presse der Hitlerjugend“ zeigte in einer eigenen Österreich- Abteilung einige Exemplare der frühen illegalen Wiener HJ-Presse. Die dritte Ausstellung unter- stand dem Motto „Aus der Geschichte des Wie- ner Zeitungswesens und der Südostpresse“.

Heide betonte bei der Eröffnung des Instituts, Zeitungswissenschaft habe ihre Wesenheit erst im Zweiten Weltkrieg erkannt. Zentrales Anliegen sei ihr, „deutscher Wahrheit“ zum Durchbruch zu verhelfen. Fritz Knoll, Rektor der Universi- tät, vermied offenbar gemäß der Besorgtheit des Professorenkollegiums jegliche Stellungnahme zu Aufgaben des neuen Instituts. Nicht aber zu Aufgaben der Zeitung in der „neuen“ Zeit: Die Zeitung sei „Stimme der Volksführung“ und „Stimme des Volkes“ zugleich. Daher bedürfe es, so seine Logik, einer „Wahrhaftigkeit im Sagen und Verschweigen“.

Als Spezialaufgabe des Instituts definierte Heide, Anziehungspunkt für die Zeitungswissenschaft in Südosteuropa zu werden. Nicht weniger werde „fesselnd sein, was Wien und die deutschen Südostgaue an Erforschbarem bieten“. Damit meinte er die „zeitungswissenschaftlich völlig unerschlossenen“ Flugschriften des 16. und 17. Jahrhunderts in der Nationalbibliothek in Wien. Eine enge Kooperation mit ihr als ein geistiges Zentrum der Ostmark empfahl er darüber hinaus deshalb, weil sie seit 1939 über eine Südostabtei- lung verfügte, die anlässlich der Eröffnung des Instituts die Ausstellung „Südosteuropa“ zeigt. Die Verbindung mit der Nationalbibliothek sollte dazu beitragen, die historische Rolle Österreichs im südosteuropäischen Raum aufzugreifen, die erworbenen Kenntnisse über diesen Raum zu nutzen und Wien damit zum neuen geistigen „Ausfallstor“ nach dem europäischen Südosten zu formen.

Als verpflichtend für die Zeitungswissenschaft be- zeichnete Heide die Aufgabe, ein Stoffgebiet zu umreißen,

*„das so umfassend ist, wie nur das einer Gei- steswissenschaft sein kann, indem es das gesamte Leben und Kämpfen betrifft, so wie es der Jour- nalismus in Berichten und Nachrichten zum Zweck seiner steten Wirkung auf Freund und Feind gestaltend darbietet.“*

Damit unterstützte er nachdrücklich einen As- pekt der Nachrichtenlehre von Kurth, wonach das Forschungsziel der Zeitungswissenschaft allein darin liege, die Wirkungsgesetze darzustellen und die praktische Nutzenanwendung der Ergebnisse in gleicher Weise: „Einsatz im geistigen Kampf der Nation.“ Kurth kündigte bei der Eröffnung des Instituts die Arbeit an einem „Handbuch der Südostpresse“ an. Stramm nationalsozialistisch im Denken geformt, brachte er zwei Thesen zur deutschen Presse als Führungsmittel vor: Die deutsche Presse bewältigt eine kämpferische und erzieherische Aufgabe.

*„Die kämpferische Aufgabe erfüllt sie dadurch, daß sie die deutsche Leistung im Aufbau des Reiches und im Kampfe um dessen Bestand ver- kündigt. Zum anderen kämpft die Presse zum Schutz des deutschen Volkes in der Abwehr feindlicher Hetzpropaganda, indem sie die Lü- gen der feindlichen Hetzpropaganda aufgreift und zunichte macht.“*

In diesem Sinn hatte er schon 1940 und 1941 mit einigen kleineren Beiträgen, so etwa über Chur- chill's nachrichtenpolitische Methoden unter dem Titel „Der Meister der Lüge“, auf sich aufmerk- sam gemacht. Im Sommersemester 1942 führte er mit den beiden Vorlesungen „Taktik und Strategie der Nachrichtenpolitik“ und „Der Nachrichten- kampf der Woche“ (für Hörer aller Fakultäten) das seit seiner Dissertation ihm so vertraute Sujet „Nachrichtenpolitik im Krieg“ fort.

Einer geistigen Kriegsertüchtigung anderer Art diente nach Abschluss des Sommersemesters 1942 eine achttägige Studienfahrt ins General- gouvernement, seit 1941 Stätte systematischer Vernichtung der europäischen Juden. An der Stu- dienfahrt nahmen zehn Studierende teil. Sie stell- ten sich der Aufgabe, die Presse der besetzten Ge- biete im Osten zu bewerten. Überdies diente die Studienfahrt dazu, einen möglichen Einsatz von Absolventinnen und Absolventen des Instituts in der Pressearbeit des Generalgouvernements vorzubereiten. Kurth berichtete im „Völkischen Beobachter“, Wiener Ausgabe, am 31. Juli 1942 unter dem Titel „Ostluft macht frei“, welche Ein-

drücke er von polnischen Juden gewonnen hatte. Karl Gebhard Meisenburg, studentischer Teilnehmer der Studienfahrt, zeigte in der *Kronen-Zeitung* am 24. August 1942 unter dem Titel „Eine der Wiegen des Weltjudentums ausgeräuchert“ auf, was ein Student der Zeitungswissenschaft in Wien drauf hatte.

Kurth stellte das Institut in den totalen Dienst für den Krieg. Dieser Aspekt eröffnete ihm ein breites Spektrum an Aktivitäten. Neben dem regulären Vorlesungsbetrieb gewann er für eine Vortragsreihe prominente Referenten, darunter den stellvertretenden Reichspressechef Helmut Sündermann zum Thema „Die deutsche Pressepolitik im Kriege“. Kurth forcierte die Gründung der studentischen Arbeitsgemeinschaft Generalgouvernement. Ihr oblag unter anderem die Betreuung aller Wehrmachtsangehörigen innerhalb der Studentenschaft. Die Kontakte zu ihnen erfolgte durch Briefe, allen voran aber durch die Zusendung von Ausgaben des *Wienerischen Diariums*, des Mitteilungsblattes des Instituts und der von Heide installierten Zeitungswissenschaftlichen Vereinigung in Wien. In diesem Blatt berichteten Soldaten in der Rubrik „Kameraden von der Front haben das Wort“ über ihre Erlebnisse und Erfahrungen im „Einsatz“ für den Krieg, ausgehend von ihrem im Studium gewonnenen Kenntnissen, teilweise aber auch von ihrem Pflichtgefühl, die Einstellung von Kameraden „gegenüber der Aufklärung und Propaganda“ zu „beobachten“.

Wichtigste Aufgabe für Kurth war gemäß eigener Einschätzung die Betreuung der eingerückten Studierenden, der Fernmatrikulierten und der Kriegsverehrten, die – von der Front und aus den Lazaretten zurückkehrend – sich der Zeitungswissenschaft widmen, wie auch jener, die im „Arbeitseinsatz stehen“. Aus diesem Grund brachte er unter Mithilfe von Marianne Pig, später verheiratete Lunzer, die nach ihrem Eintritt in das Institut im Herbst 1942 eine Assistentenstelle vertreten hatte, ein „Repetitorium der Zeitungswissenschaft“ heraus. Geplant war ein „Lehrplan in sieben Teilen“. Davon erschienen jedoch nur zwei Teile: „Die publizistischen Führungsmittel“ (I) und „Zeitschriftenwesen“ (VIa).

Motor seiner Betriebsamkeit waren mehrere Publikationsvorhaben. So wollte Kurth eine Schriftenreihe über das Generalgouvernement gründen, allen voran aber eine Geschichte der geistigen

Kriegsführung in vier Bänden schreiben, geordnet nach: 1. Antike, 2. Von Karl dem Großen bis 1806, 3. Von den Freiheitskriegen bis in die Gegenwart und 4. Taktik und Strategie der Nachrichtenpolitik. Ein Werk also, das historische Abhandlungen mit theoretischen Bezügen zur Nachrichtenlehre zusammenfügen sollte.

Dieses große Vorhaben gedieh nicht weit, weil er im Oktober 1943 seinen allersehnlichsten Wunsch erfüllt sah: Er konnte endlich in die Deutsche Wehrmacht einrücken. Nach der militärischen Grundausbildung wurde er zur Großfunkzentrale Wien abgestellt. Dort war er standesgemäß für die Nachrichtenbearbeitung zuständig. Diese Tätigkeit erlaubt es ihm, seine Lehrtätigkeit am Institut behelfsmäßig aufrechtzuerhalten, bis er als Gefreiter und Oberfunker an die Südostfront abkommandiert wurde.

Für das Sommersemester 1944 wurde ein Seminar über „Große Journalisten der Vergangenheit“ angekündigt, als Vortragender Paul Müller. Er hatte davor schon am Institut für Geschichte der Universität Wien als Privatdozent zeitungshistorische Kollegien abgehalten. Durchführen konnte er dieses Seminar aber nicht. An seiner Stelle hatte Pig ein Proseminar abzuhalten. Vermutlich kam Müller deshalb nicht zum Zug, weil nachträglich eruiert wurde, dass er sich 1940 wegen staatsfeindlicher Äußerungen in Schutzhaft befunden hatte und nach Einstellung des Verfahrens wegen Vergehens gegen das Heimtückegesetz staatspolizeilich verwarnt worden war. Als solcher musste er für die Zeitungswissenschaft, die als Führungswissenschaft betrieben wurde, untragbar erscheinen.

Pig wurde im Herbst 1944 zur „nichtständigen Hochschulassistentin“ ernannt und mit der Stellvertretung von Kurth während seiner Wehrdienstverwendung beauftragt. An Stelle der für das Wintersemester 1944/45 avisierten Lehrveranstaltungen von Kurth trat eine studentische Arbeitsgemeinschaft unter dem Titel „Geschichte der Kriegsberichterstattung“ zusammen. Die Leitung oblag Pig. Das zentrale Ergebnis dieser Arbeitsgemeinschaft lautete: „Im Gegensatz zu den Fehlern und Schwächen der deutschen Propaganda“ im Ersten Weltkrieg „ließ sich in den Arbeiten über die Kriegsberichterstattung im heutigen Krieg die Überlegenheit der deutschen Berichterstattung gegenüber der Feindseite“ feststellen.“ Die Indoktrination war also „perfekt“ geraten,

dies zu einer Zeit, da im Rahmen der allgemeinen Bergungsaktion der Universität aus Angst vor Bombenschäden auch das Institut für Zeitungswissenschaft schon längst seine wertvollsten Bibliotheksbestände in ein sicheres Lager außerhalb der Stadt verbracht hatte. Damals waren 102 Studierende inskribiert, 60 weniger als der Höchststand im Wintersemester 1942/43 betrug.

Kurth, der im März 1945 die vierte unter seiner Betreuung entstandene Dissertation approbiert hatte, wurde zwei Monate später – wie alle anderen deutschen Staatsangehörigen – von seiner Position an der Universität enthoben. Aufgrund seiner Mitgliedschaft bei der NSDAP wäre er im Zug der Entnazifizierungsmaßnahmen der Universität ohnehin relegiert worden. Im November 1945 kehrte er von seiner neuen Heimat in der Nähe von Göttingen noch einmal an das Institut zurück, um verbliebenes persönliches Eigentum an sich zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit brüstete er sich vor dem Dekan, von den Engländern eine Berufung als Professor für Zeitungswissenschaft an der Universität Göttingen erhalten zu haben. Die Wirklichkeit sah anders aus. Er wirkte ab 1946 als Mitarbeiter des neu gegründeten Göttinger Arbeitskreises, wo er sich zeitungswissenschaftlich in den Dienst der ostdeutschen Heimatvertriebenen stellte, bis er 1960 eine Stelle im Lektorat „Auslandspresse“ des Verteidigungsministeriums in Bonn erhielt. Diese Stelle nahm er bis zu seiner Pensionierung 1973 wahr.

## Das Institut in der langen Nachkriegszeit

Am 10. April 1945 erreichten die ersten sowjetischen Soldaten das Wiener Universitätsviertel. Wären sie in das Haus in der Heßgasse 7 eingedrungen, hätten sie am Institut nur ausgebombte Menschen vorgefunden, die in dessen Räumlichkeiten notdürftig Zuflucht gefunden hatten. Das Institut hatte seinen Lehrbetrieb schon lange davor eingestellt. In der Schutt- und Trümmerzeit war Marianne Pig, die als einzige nicht NS-belastete Person am Institut verbleiben konnte, mit Aufräumarbeiten im teilweise sehr stark beschädigten Hauptgebäude der Universität eingesetzt. Mutig trat sie in dieser Zeit für den Erhalt des Instituts ein. Obendrein bemühte sie sich, für die ausgebombten, im Institut kümmerlich unterbrachten Menschen, die im Wirrwarr der Zeit die zum Institut gehörende Wohnung von Kurth ausgeplündert hatten, eine andere Unterkunft zu

organisieren. Auch Teile des Arbeitsmaterials und der Institutsakten waren verloren gegangen. Diese Zeit charakterisierte Lunzer im Band „Wege zur Kommunikationsgeschichte“, 1987, so:

*„In den Frühlingstagen des Jahres 1945 stand das Institut vor dem Zusammenbruch. Niemand wollte mit der Zeitungswissenschaft, dieser ‚Nazieinrichtung‘, wie sie allgemein genannt wurde, auch nur das Geringste zu tun haben.“*

Ihre Situation war nicht nur deshalb leicht. Sie leitete im engen Kontakt mit rund einem Dutzend Studierender aus eigenem Antrieb provisorisch Arbeiten am Institut weiter, sah sich aber mit argen Vorurteilen einiger Professoren der Fakultät gegenüber „studierten“ Frauen konfrontiert. Typisch für den Habitus der Männerriege an der Universität wurde ihr flott attestiert, hübsch, aber frech zu sein.

Für das Sommersemester 1945 betraute die Fakultät den habilitierten Historiker Paul Müller im Sinn einer behelfsmäßigen Fortführung des Lehrbetriebs mit der Abhaltung eines Kurses zur „Besprechung wissenschaftlicher Arbeiten auf dem Gebiet der Zeitungswissenschaft“. Der Kurs sollte insbesondere eine Förderung der in Arbeit befindlichen Dissertationen sicherstellen. Er wurde von rund 40 Studierenden besucht.

Im Sommer 1945 plante das Staatsamt für Volksaufklärung, für Unterricht, Erziehung und für Kultusangelegenheiten daran, das Institut an die Hochschule für Welthandel zu verlegen. Dieses Ansinnen wehrte das Dekanat ab. Im Dezember 1945 plädierten die Fakultät sowie das genannte Staatsamt für ein Fortbestehen des Instituts an der Universität, gestützt „vom Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung wie des Staatsinteresses“. Die funktionale Anerkennung des Instituts als Säule für die wieder gewonnene parlamentarische Demokratie lautete:

*„Nur ein gut untermauertes Zeitungswesen dürfte in der Lage sein, den Staatsgedanken in die breite Öffentlichkeit zu bringen.“*

Konträr zur Arbeitsweise von Kurth sei nicht Aktualität zum Ausgangspunkt zu wählen. Wissenschaftliche Darstellung des Zeitungswesens soll

*„vornehmste Grundlage einer Ausbildung sein, deren Ziel in erster Linie der wissenschaftliche*

*Forscher und in zweiter Linie der seriös vorgebildete Redakteur sei“.*

In inhaltlicher Hinsicht bekam das Institut eine streng pressegeschichtliche Ausrichtung auferlegt, wobei unter anderem eine Beschäftigung mit Flugschriften des 16. Jahrhunderts angeraten wurde.

Zum interimistischen Leiter ernannte die Fakultät Erich Schenk, der ungeachtet seiner Karriere als Nutznießer des NS-Regimes weiterhin als Vorstand des Musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Wien agierte und dessen Antisemitismus auch noch in den 1950er und 1960er Jahren unverhohlen zutage trat. Vermutlich auf seine Anregung hin hatte Leonidas Martinides, der spätere Chefredakteur des Wirtschaftsblatts *Internationale Wirtschaft*, eine Denkschrift zur Erhaltung des Instituts verfasst. Er bot zwei Argumente für die Erhaltung auf: Erstens sei am Institut während der nationalsozialistischen Ära aufgrund seiner völligen Politisierung Dilettantismus betrieben worden. Zweitens wäre die Gründung des Instituts ohnehin schon früher, nämlich noch während der Demokratie erfolgt. Damit sprach er den Kammerkurs im autoritären „Ständestaat“ an. Dass damals Diktatur mit völliger Knebelung der Pressefreiheit geherrscht hatte, blendete Martinides in der „Stunde Null“ aus. Die Fakultät hielt sich an diesen Anknüpfungspunkt und beschloss sich von der nationalsozialistischen Durchdringung des Instituts zu distanzieren, so als wäre sie lediglich ein unliebsames und nebensächliches Zwischenspiel gewesen.

Im Jänner 1946 schlug die Fakultät Eduard Ludwig, geboren 1883 in Persenbeug, primo loco als Leiter des Instituts unter gleichzeitiger Ernennung zum Honorarprofessor vor. Zu Gute kam ihm seine pressepraktische und verwaltungstechnische Erfahrung, sein internationaler Rang wie auch seine im Herbst 1945 an der Wiener Katholischen Akademie gehaltene dreiteilige Vortragsreihe über die „Mitwirkung der Presse an der Formung des Geschichtsbildes“. Essentielles Argument der Fakultät: Aufgrund seiner Funktion als Mitbegründer des Kammerkurses für Zeitungskunde würde seine Berufung ein

*„Wiederaufleben der durch die Okkupation zeitweise verschütteten österreichischen Überlieferung verbürgen und einen Beitrag zur Wiedergutmachung darstellen.“*

Diesem Vorschlag folgte das Bundesministerium für Unterricht umgehend. Die Übergabe des Instituts vom interimistischen Leiter Schenk an ihn erfolgte am 12. März 1946, auf den Tag genau acht Jahre nach seiner Verhaftung im Zuge des „Anschlusses“ Österreichs an das „Dritten Reich“.

Mit ihm, studierter Jurist, von 1945 bis 1953 ÖVP-Abgeordneter zum Nationalrat und danach Vertreter der Österreichischen Bundesregierung beim Europarat, leitete ein fachferner Mann das Institut. In seine Lehrveranstaltungen, vornehmlich über Aspekte und Facetten der öffentlichen Meinung sowie der österreichischen Pressegeschichte, brachte er seine Erfahrungen als Leiter des Bundespressediens-tes (1921-1936) sowie

**Die Fakultät [...] beschloss sich von der nationalsozialistischen Durchdringung des Instituts zu distanzieren, so als wäre sie lediglich ein unliebsames und nebensächliches Zwischenspiel gewesen.**

als Präsident der Österreichischen Presskammer und Mitglied des Staatsrates (1936-1938) ein. Sein Unterricht kam oft gesprochenen Memoiren gleich. Dokumentiert etwa in seiner fatalistischen Aussage im Rahmen einer Vorlesung 1946, jüdische Journalisten hätten die Presse auf eine besondere Höhe gebracht, er aber sei stets bemüht gewesen, „auch christliche Journalisten heranzubilden und einen gesunden Ausgleich zu schaffen“. Gesunder Ausgleich – eine überaus befremdende Aussage für zumindest einen Teil seiner Zuhörerschaft im Hörsaal, ein Affront gegenüber jenen jüdischen Journalisten, die nach ihrer Vertreibung in die alte Heimat zurückgekehrt waren, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen, oder einer Rückkehr in die Heimat den Verbleib in einem Exilland vorgezogen hatten, zumal öffentliche Stellen sie nicht dazu eingeladen hatten. Ganz zu schweigen vom geistigen Affront gegenüber der individuellen Erinnerung mancher Zeitgenossen an jene jüdischen Journalisten, die im KZ ermordet wurden oder das KZ irgendwie – gerade noch – im Zuge der Befreiung vom Nationalsozialismus überlebt hatten. Dass ein „alte“ Geist in Ludwig wohnte, geht auch aus folgender Aussage hervor: Für Journalisten, die nicht im Sinne des Staats-

wohls schreiben, gibt es ein probates Mittel. Es heißt „Reptilienfonds“.

Als Abgeordneter zum Parlament fesselte ihn die Beziehungen zwischen Parlament, Politik, Öffentlichkeit und Presse. Dieses Interesse mündete 1951 in das Heftchen „Die Öffentlichkeit als Werkzeug der Politik“ und 1953 in die von ihm ergänzte Neuherausgabe der erstmals 1908 erschienenen Broschüre „Parlament und Presse“, verfasst von Max Garr. In der erst genannten Publikation, die in einer Eloge auf Macchiavelli ausklang, widmete er einige Gedanken dem Nationalsozialismus. Die dabei verwendeten Formulierungen seien konzilient als Exempel dafür interpretiert, wie schwierig sich der Umgang mit dem Nationalsozialismus in der „langen Nachkriegszeit“ des Instituts gestaltete. Ludwig, erwähnte Goebbels als „Werkzeugmacher“ der NS-Politik für die angeordnete Öffentlichkeit nicht einmal am Rande. Seine Aufmerksamkeit zollte er ausschließlich Hitler gemäß typischer und simpler Personifizierung der NS-Zeit. An einer Stelle fasste er über ihn folgendes zusammen:

*„Er predigte die neue Idee eines in sich abgeschlossenen Deutschland, völlige Autarkie und die Beseitigung aller Landfremden, die Zerreißung sämtlicher gemeinsamer Bande mit allen, die den wahren Glauben nicht teilen.“*

Und an einer anderen Stelle wies er Hitler „klare Erkenntnis einer Weltkrise“ zu, ergänzt bloß um die in Parathese gesetzte Anmerkung „die er erstark übertrieb, besonders soweit sie auf den Westen zutraf“.

In beide Publikationen bevorzugte Ludwig deskriptives Vorgehen, gleich einem Spezifikum des Instituts, Pressegeschichte – zunächst in der Gestalt von Proseminaren, später zusätzlich von Übungen und Vorlesungen – medienfixiert zu betreiben. Für dieses Lehrangebot war Lunzer zuständig, die 1953 ihre Habilitationsschrift „Die Umstellung der österreichischen Pressepolitik – die Verdrängung der negativen Methoden durch positive“ eingereicht hatte, aber im Auftrag der Kommission weitere Arbeiten vorlegen musste, bis sie endlich zwei Jahre später die Venia Legendi erhielt.

Zur Festigung des Lehre in demokratiepolitischer Hinsicht hatte das Institut ab 1948 „Englisch für Journalisten“ und „Französisch für Journalisten“

als Pflichtfächer eingerichtet, vermittelt von Otto Schönherr, der gerade sein Studium am Institut abgeschlossen hatte, aber über Erfahrungen als Übersetzer bei der APA verfügte. Ein journalistisches Praktikum – Zeitungsbetriebslehre in mehreren Vorlesungsfolgen und Übungen dazu –, angeboten von Martinides, ergänzte neben einer Vorlesung über Staatsverfassung und Völkerrecht den 1945 gewünschten Praxisbezug des Instituts.

Neben Lunzer als Assistentin stand dem Institutsvorstand 1948 der Doktorand Kurt Paupié als Privatassistent zur Seite, nach seiner Promotion 1949 als wissenschaftliche Hilfskraft, dann als Assistent. Paupié, geboren 1920 auf dem Schloss Schmieding, Oberösterreich, verdankt seine Anstellung der eidesstattlichen Erklärung, politisch „unbelastet“ zu sein. Ludwig scheint die nationalsozialistische Vergangenheit von Paupié, auf die weiter unten zurückgekommen wird, nicht gekannt zu haben. Er reihte ihn 1951 intern vor Lunzer, indem er ihn mit der Leitung des Seminarbetriebs beauftragte, während Lunzer weiterhin mit der Abhaltung des Proseminars vorlieb nehmen musste.

Ludwig schied 1958 nach Erreichung des 75. Lebensjahres aus der Funktion als Leiter des Instituts, wo er wegen seines in den 1920er Jahren erworbenen Titels „bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Gesandter“ stets mit Exzellenz angesprochen wurde. Während seiner Ära gewann das Institut etwas an Reputation durch die Vergabe eines Lehrauftrags für journalistische Praxis, nicht jedoch an wissenschaftlicher Ausstrahlung und Profilbildung.

## Zehn Jahre unter kommissarischer Leitung

Entgegen dem Vorschlag von Ludwig, Marianne Lunzer als seine Nachfolgerin zu bestimmen, beschloss das Professorenkollegium im Mai 1958 die Leitung des Instituts vertretungsweise zu besetzen und überdies eine permanente Kommission einzurichten. Sie bestand aus Herbert Duda, Institut für Orientalistik, und drei Historikern der Universität. Ihr kam die Aufgabe zu, über alle Angelegenheiten des Instituts zu befinden.

Mit der Leitung des Instituts betraute das Bundesministerium für Unterricht 1958 Heinrich Benedikt, geboren 1886 in Wien, emeritiert am Institut für Neuere Geschichte. Ihm folgte 1961

Duda, geboren 1900 in Linz. Für ihn sprachen seine Erfahrungen in der Kommission sowie auch seine Tätigkeit als Herausgeber und Chefredakteur der „Österreichischen Hochschulzeitung“. Er stand dem Institut bis 1968 vor.

Während Benedikt immerhin sein reiches Wissen als Historiker einsetzte, um in Vorlesungen und Seminaren auf geschichtliche Voraussetzungen der Tagespresse und Einflüsse der Presse auf die öffentliche Meinung aufmerksam zu machen, entschlug sich Duda mangels theoretischer Nähe zum Institut jeglicher Lehrtätigkeit. Dem Fach wies er die Funktion einer historischen Hilfswissenschaft zu.

Für den Hauptteil der Lehre sorgten Lunzer und Paupié, der vier Jahre lang auf den Abschluss seines Habilitationsverfahrens warten musste. Er erhielt die *Venia Legendi* erst nach Vorlage des ersten Bandes seines „Handbuchs der österreichischen Pressegeschichte 1848-1959“, 1960. Ein Spezifikum seines Lehrveranstaltungsprogramms bildete die Arbeitsgemeinschaft „Biographie und Bibliographie des österreichischen Pressewesens“, ein Spezifikum des Programms von Lunzer die Arbeitsgemeinschaft „Erforschung der österreichischen Presse“. In der Lehrredaktion für Journalismus sowie in den Lehrveranstaltungen für Werbewirtschaft und Public Relations agierten prominente externe Experten: Hugo Portisch, Chefredakteur beim „Kurier“, Manfred Mautner-Markhof, Inhaber der „Hager Gesellschaft, Werbung“ sowie Hans Kronhuber, der 1972 das Buch „Public Relations“ verfasste.

„Ein Leben im Zwielficht“, so markierte Kurt Skalnik, Chefredakteur des Wochenblatts „Die Furche“, 1960 die Lage des Instituts:

*„Die Universität konnte sich nicht entschließen, dem wilden Reis am Baum der Wissenschaft seinen Raum in den akademischen Gefilden klar und eindeutig zuzuweisen. Das negative Image der Presse konnte sich nicht vorteilhaft auf die Förderung der Wissenschaft von der Zeitung auswirken.“*

An beiden Befunden ändert sich auch nach dem Ende der Leitertätigkeit von Duda nichts.

## **Ende der fachfremden Leitung**

Nach dem altersbedingten Abgang von Duda endete die zehnjährige Ära fachfremder Leitung

des Instituts. Das zuständige Ministerium schrieb den Posten eines Ordentlichen Professors an der Universität Wien und zugleich des Institutsvorstandes aus. Unter den Personen, die sich für diesen Posten bewarben, fand sich Karl O. Kurth ein. Welch eine Ironie des Schicksals. Er – damals Lektor im Presse- und Informationszentrum des Bundesministeriums für Verteidigung in Bonn – rechnete sich beste Chancen für seine Bewerbung aus. Die Berufungskommission der Universität Wien bestätigte ihm in ihrer ersten Sitzung diese Einschätzung. Denn sie reihte ihn und Kurt Paupié *primo et aequo loco*. Erst in der zweiten Sitzung setzte die Kommission Paupié *unangefochten primo loco*. Ihre Begründung: Für ihn spreche der 1966 veröffentlichte zweite Band seines „Handbuchs der österreichischen Pressegeschichte 1848-1959“, dessen Wert vor allem aus der vorgelegten Rezension von Wilmont Haacke, Universität Göttingen, ersichtlich sei. Just von ihm also, der sich von seiner wüst antisemitisch eingefärbten Abhandlung über das Wiener jüdische Feuilleton nie öffentlich distanziert hatte. Marianne Lunzer wurde von der Kommission beschieden, eine ausgezeichnete Lehrkraft zu sein. Sie könne aber deshalb nicht zum Zug kommen, weil sie seit ihrer Habilitation keine nennenswerten Publikationen hervorgebracht habe.

Mit Paupié an der Spitze entfernte sich das Institut sukzessiv von der bescheiden konturierten Zeitungswissenschaft. Es steuerte unter dem Eindruck von Innovationen des Fachs in der BRD die Umwandlung in eine sozialwissenschaftlich fundierte Disziplin an. Ihr Vollzug bedeutete die Reflexion neuer wissenschaftlicher Ansätze und Modelle sowie des Kritischen Rationalismus und der Kritischen Theorie. Hinzu kam die Anwendung sozialwissenschaftlicher Methoden, insbesondere der quantitativen Inhaltsanalyse, aber auch qualitativer Verfahren etwa im Rahmen von Rezeptionsanalysen. Sichtbar ist dieser Aufschwung in Projekten und Publikationen von Angehörigen der aufstrebenden, ehrgeizigen dritten Generation des Instituts, die als Assistenten Paupié zugeordnet waren und in ihm einen Wegweiser für neue Orientierungen besaßen. Fragen nach dem Selbstverständnis des Fachs (es hieß am Institut nun Publizistikwissenschaft) und der Verantwortung des Fachs gegenüber der Gesellschaft gewannen zunehmend an Bedeutung.

Paupié gründete 1979 gemeinsam mit dem damaligen Assistenten Maximilian Gottschlich

und dem Geschäftsführer von Gallup Österreich, Fritz Karmasin, Lektor am Institut seit 1970, die „Schriftenreihe für angewandte Kommunikationsforschung“. Der erste Band, angefertigt von Gottschlich und Karmasin, offerierte Ergebnisse einer Imageanalyse des Berufs Journalist. Ergebnisse einer Rezeptionsanalyse von TV-Nachrichten, verfasst von den Assistenten Roland Burkart und Ulrich Vogt unter dem Titel „Richten nach Nachrichten?“, ebenso typisch für den damaligen Aufbruch, erschienen als fünfter Band in dieser Schriftenreihe.

Kooperationen mit dem Schwesterinstitut an der Universität Salzburg, sichtbar etwa in der Stellungnahme zur Aktion „Volksbefragung der *Kronenzeitung*“, 1976 im Auftrag des ORF publiziert, nahmen zu. Teamwork mit Nachbardisziplinen, so etwa mit der Theaterwissenschaft und der Soziologie, aber auch mit der Kommunikationspraxis, bis hin zur Elektronikindustrie, gewann zusehends an Bedeutung, vom Projektteam „Medien- und Kommunikationsforschung“ am Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung finanziell gefördert. All dies trug Paupié bis zu seinem Tod im Dezember 1981 mit. Ungeachtet dessen hielt Maximilian Gottschlich im Nachruf auf ihn zu Recht fest: „Mit ihm hat das Fach keinen strahlenden und angestrahlten Lehrer verloren.“

## Verdeckte Vergangenheit

Paupié erzählte seiner unmittelbaren Umgebung am Institut, er habe nach der Matura 1939 Medizin in Bonn studiert, dieses Studium aber bald abbrechen müssen, weil er zur Wehrmacht einberufen worden sei. Die Wirklichkeit ist eine andere. Nach der Matura am 25. September 1939, dreiundeinhalb Wochen nach Beginn des Zweiten Weltkriegs, legte er an der Universität Graz wohl das Vorphysikum ab, meldete sich darnach aber sofort zur Wehrmacht. Er diente als Sanitäter bei der Luftwaffe. Während des Wintersemesters 1943/44 und des Sommersemesters 1944 inskribierte er Medizin im Rahmen einer Studentenkompanie in Bonn, um hierauf als Sanitätsoffizier eingesetzt werden zu können. Aus zwei Semestern „Medizin“ zimmerte er sich eine salonfähige Geschichte zurecht, die sich quasi von selbst fortschrieb. Damit hatte es aber noch nicht die gesamte Bewandnis.

Als sich Paupié nach Abschluss seiner Dissertation

über den Journalisten Moritz Szeps um eine freie Assistentenstelle am Institut bewarb, musste er gleich allen Bewerbern um einen Posten im öffentlichen Dienst zwei damals unverzichtbare Fragen eidesstattlich beantworten: Sind Sie minderbelastet im Sinn des VBG (= des Verbotsgesetzes) § 47, sind Sie belastet? Auf beide Fragen antwortete er mit „nein“. Der Wahrheit entsprach dies freilich nicht. Denn er war am 1. Jänner 1938 der SA beigetreten, also noch vor dem „Anschluss“, und war damit ein illegaler Nazi gewesen. Davor war er – ebenso illegal – bei der HJ gewesen. Er wurde deshalb aus dem Gymnasium entfernt und hatte sogar zwei Jahre in der „Korrekptionsanstalt Kaiserebersdorf“ zu verbringen. Von der HJ führte ihn sein Lebensweg 1939 in die NSDAP.

Ihn an dieser Vergangenheit allein daran messen zu wollen, erschiene nicht angebracht. Denn die eidesstattliche Verleugnung seiner Mitgliedschaft bei der SA und der NSDAP teilt er mit vielen, die sich in der Nachkriegszeit um eine Stelle im öffentlichen Dienst beworben haben. Und die „Lebenslüge“, ein Studium vor der Einberufung zur Wehrmacht begonnen zu haben, ist nicht weit entfernt von Vertuschungen ähnlicher oder anderer Art.

Wohl etwas anders zu bewerten ist seine Affinität zur Nachrichtenlehre von Karl O. Kurth, dessen Buch „Vom Wesen und Wirken der Nachricht“ (1942) er akkurat studiert hatte. Diese Rezeption ist aus der wörtlichen Wiedergabe einer Textstelle aus diesem Buch in seiner 1956 eingereichten Habilitationsschrift „Die Nachricht als Funktionsmittel menschlicher Kommunikation“ ersichtlich. Ebenso offenkundig ist sie in seiner 1961 publizierten Studie „Öffentlichkeit, Meinungsbildung und Nachricht“. Im Literaturverzeichnis dieser Studie führte Paupié nicht nur drei Schriften von Kurth an, sondern auch Veröffentlichungen acht weiterer Autorinnen und Autoren, die sich im „Dritten Reich“ zeitungswissenschaftlich hervorgetan hatten.

Ein zumindest merkwürdiges Licht wirft auf ihn überdies die Approbation der 1970 vorgelegten Dissertation von Heinz-Werner Eckhardt „Die Frontzeitungen des deutschen Heeres 1939-45, ihre Stellung innerhalb der deutschen Presse und ihre Organisation im Felde“ sowie der 1976 vorgelegten Dissertation von Helmut Golowitsch „Der berufsständische Aufbau der Presse im Deutschen Reich (1933-45) und in Österreich

(1936-45)“. Wichtigste Quelle der Arbeit von Eckhardt war die Zeitschrift „Die Wildente“, herausgegeben von Günther Heysing, einem ehemaligen Kriegsberichterstatter. Sprachlich geriet die Dissertation mittunter in die Nähe von „Landser-Heften“, wie: „Erst sollte der ‚Kurland-Kämpfer‘ in Danzig erscheinen, dann in Stettin, doch der Feind war immer schneller zur Stelle.“ Eckhardt lebte die Enttäuschung der Propagandatruppen, „je weiter man nach Osten kam“, gleichsam mit und nach:

*„Meist war vor Herannahen der deutschen Wehrmacht genug Zeit geblieben, um ‚verbrannte Erde‘ auch in den Druckereien zu hinterlassen. Die Maschinen waren unbrauchbar gemacht, die Setzkästen ausgeschüttet und die Räumlichkeiten verwüstet“.*

Mit dieser Eloge auf die Frontzeitungen schloss sich ein Kreis, an dessen Ausgangspunkt die Dissertation von Karl O. Kurth über die deutschen Feld- und Schützengrabenzeitungen des Ersten Weltkriegs stand. Paupié fand Gefallen an der Dissertation von Eckhardt und veröffentlichte sie als zweiten Band seiner „Schriftenreihe des Instituts für Publizistik der Universität Wien“. Golowitsch, Teilnehmer als „Waffenstudent“ am „Südtiroler Freiheitskampf“, gemeinsam mit Norbert Burger 1966/67 Mitbegründer der Nationaldemokratischen Partei (NDP), ließ das Vorwort seiner Arbeit mit folgendem Satz beginnen: „Die vorliegende Arbeit könnte eine brauchbare Anleitung dafür sein, wie man die Presse zentral steuern kann.“ Fritz Hausjell gelangte in seiner 1985 approbierten Dissertation „Österreichische Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947“ zu folgender Beurteilung der Arbeit von Golowitsch: „Stellenweise liest sich seine Dissertation wie ein Bericht eines NS-Pressesekretärs. Aus wissenschaftlichen Gründen – fehlende Quellenkritik sowie mangelnde Berücksichtigung zugänglicher Aktenbestände – hätte seine Dissertation von der Universität meines Erachtens nicht approbiert werden dürfen.“

Ein letzte Hinweis noch: In den 1970er Jahren ließ Paupié einige Studierende im Rahmen einer Arbeitsgemeinschaft Ideen für eine internationale Fachbibliographie erstellen. Als Vorbild hob er die Bibliographie von Karl Bömer „Internationale Bibliographie des Zeitungswesens“, Berlin 1932, hervor, ohne die Studierenden darauf aufmerksam zu machen, welche Funktion Bömer im

„Dritten Reich“ innegehabt hatte: Er leitete unter anderem ab 1940 die Abteilung Auslandspresse im Propagandaministerium.

## **Das Institut ab den 1980er Jahren**

Marianne Lunzer, die nach dem Tod von Paupié die Leitung des Instituts übernehmen konnte, wusste in dieser Funktion fürsorglich die Lehre und Forschung zu vertiefen. Mit der von ihr mitgelebten Einmündung des Fachs in das Gesamtfeld der Sozialwissenschaft eröffnete sie viele Konturierungsmöglichkeiten für studentische Forschungsarbeiten auf dem Weg von der Presse zur Kommunikationsgeschichte. Ihre eigene Forschung musste sie als Institutsleiterin etwas zurückstellen. Den Wiener Frauenzeitschriften und der Frau als Leserin im 18. Jahrhundert schenkte sie jedoch weiterhin ihr Forschungsinteresse. Das Lehrangebot für medienhistorische Vorlesungen und Übungen zur Vertiefung historischer und sozialwissenschaftlicher Methoden für medien- und kommunikationshistorische Forschung wurde aufgrund ihrer Initiative stark ausgebaut. Dafür sorgte die intensiviertere Einbeziehung externer Lektoren. Unter diesen befand sich – symptomatisch für die inhaltliche Kursänderung am Institut – Wolfgang Neugebauer, Leiter des Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Höchst bemerkenswerte Verdienste erwarb sich Lunzer außerdem, indem sie KollegInnen der Fakultät regelmäßig einmal pro Monat zum informellen Gesprächsaustausch an das Institut einlud, um auf diese Weise das notorisch magere Image des Instituts innerhalb der Fakultät zu heben.

Im April 1984 übernahm Wolfgang R. Langenbacher die Leitung des Instituts. Er hatte sie mit Ausnahme der dreijährigen Vorstandszeit von Thomas A. Bauer bis Ende September 2006 inne. Mit ihm wehte ein frischer Wind am Institut. Mit dem von ihm initiierten und in Wien abgehaltenen Tagungen „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ (1986) und „Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozialwissenschaft“ (1990) rückt das Institut erstmals in den Mittelpunkt der internationalen scientific community. Seiner Weitsicht und seinem Geschick in Verhandlungen mit der Universität und dem Wirtschaftsministerium ist zu danken, dass das Institut aus den längst schon zu klein gewordenen Räumlichkeiten im Neuen Institutsgebäude (Universitätsstraße 7) in ein eigenes Haus in der Schopenhauerstraße 32 im 18. Wiener Bezirk übersie-

deln konnte. Den zwischenzeitlichen Stopp von Umbauarbeiten des zgedachten Hauses, in dem früher das Bundesamt für Eich- und Vermesungswesens untergebracht war, beendete eine spontan erfolgte nächtliche Besetzung des Hauses durch Studierende des Instituts, denen sich Studierende aus anderen Instituten solidarisch angeschlossen hatten. Bei der Eröffnung des neuen Gebäudes erhob Langenbucher das Institut frohsinnig zur „Universität Währing“. Platz war nun da für einen komfortablen Lehrbetrieb. Die Institutsbibliothek, die vormals während der Woche nicht benützbar war – Bücher konnten nur über das Wochenende ausgeliehen werden –, wurde in eine Fachbibliothek als Teil der Universitätsbibliothek mit einem großen Leseraum und großzügigen Öffnungszeiten umgewandelt, betrieben von drei eigenen Arbeitskräften. Die Studienrichtungsververtretung erhielt einen eigenen Raum. Studierende nutzten die technischen Fazilitäten, um Videofilme zu drehen. Bauer gründete das Universitätsfernsehen (utv).

Bald wuchs die Zahl der Studierenden rapid an. Weit über 1.200 MaturantInnen griffen pro Jahr das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Haupt- und Nebenfach auf. Die Politik wie auch das Rektorat der Universität quittierten diesen Zuwachs mit dem Begriff „Modestudium“. Eine krasse Fehleinschätzung angesichts des nicht nachlassen wollenden Interesses von Studierenden, das sukzessiv in theoretischer wie auch praxisbezogener Hinsicht ausgebauten Lehrangebot als wissenschaftliche Vorbereitung für den beruflichen Einstieg in ein Segment der Kommunikationsberufe zu nutzen, die sich zunehmend mehr ausfalteten und spezialisierten.

Die Einschätzung des Rektorats lässt an den oben erwähnten Befund von Skalník aus dem Jahr 1960 denken. Er warf der Universität vor, sie habe sich nicht entschließen können, „dem wilden Reis am Baum der Wissenschaft seinen Raum in den akademischen Gefilden klar und eindeutig zuzuweisen“. Wie krass die Fehleinschätzung der ministeriellen Wissenschaftspolitik und der

Universitätsleitung war, erweist sich in den Evaluationsberichten externer Peers. Sie zeigten sich außerstande, die „Wiener Zustände“ nachzuvollziehen. Sie konstatierten außerdem, dass am Institut allen Widrigkeiten zum Trotz kontinuierlich publiziert und geforscht wird und dass das Institut bei Publikationsstudien sogar auf den vorderen Rängen rangiert.

Mit dem „Massenansturm“ von Studierenden ging eine Verbesserung der personellen Ausstattung des Instituts nur höchst bescheiden voran. So konnte die Betreuung hunderter Abschlussarbeiten, Diplomarbeiten und Dissertationen, pro Jahr nur deshalb gelingen, weil viele Angehörige des Instituts, Professoren, Dozenten und AssistentInnen, keine Trennlinie zwischen Arbeitszeit

und Freizeit zogen. Viele hatten pro Jahr 30, manche sogar 50 Abschlussarbeiten zu begutachten. Möglich waren solche Leistungen wie auch die Leistungen der administrativen Betreuung tausender Studierender – die Höchstzahl betrug an die 7.000 – aus zwei Gründen: Ersten, weil sich die MitarbeiterInnen des wissenschaftlichen wie nichtwissenschaftlichen Personals mit den gesell-

schaftlichen Anliegen des Instituts identifizierten und zweitens, weil das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zumindest für die angehenden AbsolventInnen des Instituts eben kein Modestudium bedeutete.

Nach der Umstellung des Diplomstudiums in ein Bakkalaureats- und Magisterstudium 2003 entwickelten sich die AbsolventInnenzahlen in zehn Jahren zu etwa 500 Bakkalaureats- und 200 MagisterabsolventInnen pro Jahr. Die Situation für die Studierenden entspannte sich deutlich, gelang es doch, durch mehr Mittel für die Lehre kleinere Gruppengrößen in Lehrveranstaltungen zu realisieren. Proseminare mit 120 und Forschungsseminare mit 80 TeilnehmerInnen gehörten nun der Vergangenheit an. Bei den großen Lehrveranstaltungen der Studieneingangsphase kam es durch Tutoriumsbegleitung und eLearning sowie durch das „Buddy-Projekt“ für Studierende, deren Muttersprache nicht deutsch ist, zu deutlichen

**Bald wuchs die Zahl der Studierenden rapid an. Weit über 1.200 MaturantInnen griffen pro Jahr das Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Haupt- und Nebenfach auf. Die Politik wie auch das Rektorat der Universität quittierten diesen Zuwachs mit dem Begriff „Modestudium“.**

Verbesserungen. Diesen Positiva stand gegenüber, dass die personelle Ausstattung des Instituts nicht adäquat erhöht wurde und somit der Anteil an externen LektorInnen vermehrt werden musste. Damit wiederum verbunden wuchs der Aufwand zur Koordination und zur Qualitätssicherung der Lehre.

Die Universitätsreform 2002 war bei aller berechtigten Kritik für das Institut ein entscheidendes Ereignis. Ausbau und Verbesserung des Berichtswesens durch das Universitätsmanagement machten die strukturelle Diskriminierung des Instituts ebenso evident wie die Dringlichkeit eines Ausbaus, der in den beiden Nachbarländern Deutschland und Schweiz lange zuvor schon in erheblichem Ausmaß begonnen worden war. Un-

terstützt durch das Rektorat und die Leitung der Fakultät gelang es, einen Sanierungsprozess in Gang zu setzen, der seit 2006 zu mehreren neuen Professuren mit wissenschaftlichen und administrativen MitarbeiterInnen sowie 2012 zum Bezug des neuen Hauses (gemeinsam mit der Fakultät für Informatik) in der universitätsnahen Währingerstraße 29 führte. Das Institut konnte in diesen Jahren erhebliche Erfolge in der Forschungs- und Publikationstätigkeit verzeichnen, ebenso in der Einwerbung von Drittmitteln, in der Grundlagenforschung, bei Auftragsprojekten, in der Nachwuchsförderung und in der öffentlichen Wahrnehmung. Noch ist der Ausbau nicht abgeschlossen, aber die wesentlichen Weichen sind gestellt.

## Bibliographie:

- Duchkowitsch, W. (1989). Zeitungswissenschaft „am schönen heimatlichen Donaustrand“. Aufbau, Errichtung und Funktion des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft. In: Heiss, G. (et al.) (Hg.), *Willfährige Wissenschaft*. Die Universität Wien 1938-1945. Wien, S. 155-178.
- Duchkowitsch, W. (1991). Zeitungswissenschaft im kriegsgeschädigten Österreich. Leitbilder für und gegen Hochschulkurse für Pressewesen. In: Duchkowitsch, W., Haas, H. & Lojka, K. (Hg.), *Kreativität aus der Krise*. Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der 1. Republik. Wien, S. 7-45.
- Duchkowitsch, W. (2002). Von Karl Oswin Kurth zu Kurt Paupié. Eine Geschichte ideologischer Konformität. In: *medien & zeit*, 17 (2-3). S. 140-150.  
Wiederabgedruckt in Duchkowitsch, W., Hausjell, F. & Semrad, B. (2004) (Hg.), *Die Spirale des Schweigens*. Zum Umgang mit der Zeitungswissenschaft im Nationalsozialismus. Münster, S. 235-248.
- Duchkowitsch, W. (2010). Zeitungswissenschaft in der universitas litterarum. Ausrichtung und Funktion des Instituts für Zeitungswissenschaft. In: Ash, M. (et al.) (Hg.), *Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus am Beispiel der Universität Wien*, S. 521-549.
- Duchkowitsch, W. & Haas, H. (†) (2015). Die Überwindung vieler schwerer Bürden in langer Zeit – Kennzeichen des Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Fröschl K. A. (et al.) (Hg.), *Reflexive Innensichten aus der Universität*. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. (= 650 Jahre Universität Wien – Aufbruch ins neue Jahrhundert. Bd. 4). Wien, S. 55-70.
- Hausjell, F. (1985). *Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947)*. Phil. Diss. Salzburg 1985.  
Publiziert 1989 unter dem Titel „Journalisten gegen Demokratie oder Faschismus. Eine kollektivbiographische Analyse der beruflichen und politischen Herkunft der österreichischen Tageszeitungsjournalisten am Beginn der Zweiten Republik (1945-1947)“. Frankfurt a. M. u.a. (= Europäische Hochschulschriften: Reihe 40, Kommunikationswissenschaft und Publizistik. Bd. 15)
- Lunzer-Lindhausen, M. (1987). Wege der Pressegeschichte am Wiener Institut. In: Langenbacher, W. & Bobrowsky, M. (Hg.), *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München, S. 111-116.
- Venus, Th. (1987). Zur historischen Tradition der österreichischen Zeitungswissenschaft. Ein Beitrag zu ihrer Institutionalisierung aus Anlaß der Wiedereröffnung des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft 1946. In: *Jahrbuch der österreichischen Kommunikationswissenschaft*, Bd. 6 (1986/87). Salzburg, S. 115-130.

### Wolfgang DUCHKOWITSCH,

Univ. Prof., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik an der Universität Wien; Promotion 1979; Lehrtätigkeit am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien seit 1979; Habilitation 1997 für das gesamte Fach; Lehrtätigkeit an der Fachhochschule St. Pölten seit 2000; Mithrsg. der Zeitschrift *medien & zeit* sowie der Buchreihe *kommunikation.zeit.raum* und *Öffentlichkeit und Geschichte*; Forschungsschwerpunkte: Medien- und Kommunikationsgeschichte, transnationale und interkulturelle Kommunikation, Medienpolitik, Mädchen- und Frauenzeitschriften.

# Ausschnitte, Teilzeiten und Stromstrecken

Anmerkungen zur Biografie des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, Wien, im Kontext von dessen Bemühen um eine nachhaltige Geschichte

**Thomas A. Bauer**  
**Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,**  
**Universität Wien**

## Abstract

In dem Versuch, Perioden, Programme, Ausrichtungen oder Strömungen im Lebenszyklus des Wiener Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft so auszusortieren, dass es Sinn macht daraus dann drei auszuwählen, die das nach innen und außen diskutierte und in vielen inneren Teilgeschichten fragmentierte Selbstverständnis des Instituts – mitschreiben, entstanden weiter ausgreifende, wissenschaftslogische Fragestellungen, die in dem Text einen länger ausfallenden Vorspann und einen ausfransenden Nachspann zu einem viel kürzeren und themenhistorisch umrissenen Plot ergeben. Die drei Themen sind: Praxisorientierung, Internationalisierung und kulturtheoretische Perspektive der Wiener Publizistikwissenschaft. Dabei sind ganz bewusst und begründet nicht Personen, Positionen oder Funktionen ins Spiel gebracht worden, sondern Ideen-Modelle und Konzepte von Nachhaltigkeit, historisch motiviertem Lernen und historisch-dialektisch entwickelter Identität. Der Text macht sich vor aller konkret erzählbaren Geschichte die Mühe, Institutsgeschichten von Institutsgeschichte zu unterscheiden und der Frage nachzugehen, warum sich das Institut bisher für kein Aufschreibesystem / Aufzeichnungssystem entscheiden konnte und wie es möglich wäre, der Geschichte von Kommunikationswissenschaft (ganz allgemein) eine Kommunikationswissenschaft der Geschichte vor- oder zur Seite zu stellen, um so zu deklarieren, dass die Analyse von Geschichte die Referenzwerte von Niederschrift (Themenwahl) und Aufschrift (Aufzeichnung) von Teilzeit-Geschichten zum Gegenstand der nachhaltiger Beobachtung macht: aus der Geschichte lernt, wer Geschichte macht.

Wie, warum und für wen schreibt man die Biografie eines Instituts? Das Institut ist, was seine Geschichte ist, was man an ihm beobachtet und sich so von ihm erzählt, von innen und außen, von hüben und drüben, zeitgleich und zeitverschieden und – natürlich auch, weil man damit rechnet – im Kontext dessen, wofür es steht oder vorgibt zu stehen: für eine akademisch ausgelegte Medien- und Kommunikationswissenschaft. Am Ende ist das Institut, wie man es deutet und was es (dann so) bedeutet. In dieser Konstruktion mischen sich Ideal- und Realbeschreibung, Eigenbild und Fremdbild. Eine aufgeschriebene und so gewissermaßen formalisierte Geschichte erzählt ihren Gegenstand daher in der Regel über zeitdatierte und zeit-datierbare Fakten und Geschehnisse, um damit eine allgemein gültige und richtige Referenz Erzählung zu schaffen, die explizit

das zu vergegenständlichen verspricht, woran die Stimmigkeit der unterschiedlichen Deutungen gemessen werden kann. Allerdings muss man sich dabei vergegenwärtigen, dass, wenn man sich so auf ein Zeitmodell als Referenz der Objektivierung vereinbart, man nicht ein von der Beobachtung unabhängiges Natur-Moment, sondern eben ein Kulturprogramm der Beobachtung nützt, dessen Deutungswert in der Vorstellung von Kausalität begründet liegt: Etwas ist oder geschieht: Weil oder Um zu. Erst die Beobachtung unterscheidet. Vor oder jenseits von Beobachtung ist (wäre) alles gleich gültig oder gleich bedeutungslos. Die Differenz zwischen Geschehen und Geschichte bzw. die Differenzierung von Geschehenem ergibt sich aus der Beobachtung. Unterschiede mögen natürlich sein, Unterscheidungen aber sind immer kulturell. Differenzierung (ge)braucht also Kul-

turkonstrukte. Das Konstrukt der Zeit dient als Modell von und für die Vorstellung einer Bezüglichkeit dessen, was ist, zu (s)einer Umwelt, um das, was geschieht und sich verändert, von dieser zu unterscheiden. Sie ist die Referenz für ein formalsprachliches Modell der Zählbarkeit, die Folie der Abstraktion von Beziehung, die man sich als Wissen (Erfahrung, Beobachtung, Wunsch oder Kontrolle) um ein komplexes Gemenge der Verwiesenheit zwischen Personen, Ereignissen, Handlungen und jeweiligen natürlichen, sozialen, kulturellen oder symbolischen Umwelten (Bauer, 2011, S. 145f), in diesem Sinne eben: als Zeitwirklichkeit aneignet.

So über den möglichen Zugang zur Geschichte des Instituts nachdenkend, wirft sich die Frage auf, ob und wie es möglich wäre, das Ganze in Teilzeiten zu erzählen, ob eine Teilzeiterzählung auch das Ganze in Rechnung stellt und den gesamten Rahmen nicht aus dem Auge verliert. Aber Geschichten sind immer Spiegelungen der Welt der Geschichte. Was die Welt zusammenhält, sind eben ihre „Geschichten und Diskurse“ (Schmidt, 2003). So sind Teilzeiten als Geschichte in Zeitklammern, als in Beziehungsklammern geschriebene Geschichten zur Geschichte zu sehen. Wenn denn Teilzeiten möglich sind, weil sie Zeitprogramme darstellen, und sich in ihnen das Ganze der Geschichte (der möglichen Gesamtdeutung) erkenntlich zeigt, dann müssen bzw. können sie nicht nur über Daten, also beteiligte Fakten, Personen, Geschehnisse oder Ereignisse erzählt werden, sondern auch über geteilte Programme: Das Institut ist, was es ist, nicht nur, weil es sich in Personen oder Strukturen, sondern vor allem weil es sich in programmatischen Strömungen fortschreibt: solche, in die ihrerseits Personen, Geschehnisse, Ereignisse, Entscheidungen oder Beziehungen, also Zeitprogramme eingeschrieben sind. Selbst dann, wenn es sich um Teilprogramme handelt, in deren gesonderter Erzählung nicht alle möglichen, weil anders gesonderten Zusammenhängen zugeordnete Daten, Fakten, Personen oder Geschehnisse ausgewiesen sind, sind sie als implizite Referenzmomente in die Geschichte eingeschrieben.

Was darüber hinaus, allerdings in wissenschaftlicher Perspektive dieser Schreibübung auffällt, ist, dass es so etwas wie ein konkludent ausgewiesenes kommunikations- oder medientheoretisches Konzept von Geschichte nicht gibt. Die bisherigen theoretischen Übungen zu Zeit (Ne-

verla, 1998) und Geschichte (Willke, 1999) im Kontext von Kommunikationswissenschaft sind in erster Linie analytische Versuche, den Medien eine Zeitdeutung und der Zeit eine Mediendeutung zuzuordnen, ausständig aber ist noch eine kommunikations- und deshalb gesellschaftstheoretische Klärung des Verhältnisses von Zeit, Geschichte und sozialem Wandel. Denn dort fände sich vermutlich auch eine sozial- und kulturtheoretisch ausgelegte Konzeption für ein dem Verständnis von Kommunikation inhärentes Nachhaltigkeitskonzept, aus dem sich das Lernen aus Geschichte dann (nicht nur moralisch) argumentieren ließe. Denn letztendlich kann sich eine Gesellschaft ja nur attestieren aus der Geschichte zu lernen, wenn und weil sie aus dem Lernen eine Geschichte macht.

Davor stellt sich allerdings die Frage nach dem Erkenntnisinteresse: Was ist das kommunikationswissenschaftlich objektivierbare Erkenntnisinteresse darin, etwas in Geschichte oder als Geschichte zu erzählen? Was ist Geschichte im Kontext ihrer Kommunikation und der Kommunikation darüber, was sie zu erzählen verspricht? Wie könnte man also hinreichend eine Geschichte der Kommunikationswissenschaft wissenschaftsnahe schreiben, ohne nicht zugleich über die Möglichkeit einer kommunikationswissenschaftlichen Beschreibung von (eben deren) Geschichte nachzudenken? Wenn man unterstellt, die Wissenschaft (hier: „das Institut“) erst in Referenz zu ihrer (seiner) Geschichte zu verstehen, weil erst die Geschichte ein Identifizierungsmodell erlaubt, dann müsste es auch Sinn machen eine solche Geschichte (als Referenzmodell von Identität) kommunikationswissenschaftlich bzw. kommunikationstheoretisch einzuordnen. Es macht Sinn. Aus dem einfachen Grund, weil Geschichte (als Aufschreibung, als Niederschrift, als Erzählung) ein Referenzmodell für Deutung und Bedeutung ist. Deutungen aber sind nicht das Geschehen selbst, sondern dessen Interpretation in Bezug auf Sinn-Interessen, die ja nur im Kontext der Konstruktion von Wirklichkeit denkbar sind, also als Unterstellung der Möglichkeit von Vereinbarung auf Verständigung auf den möglichen Sinn von Geschehen und dessen mögliche Beschreibung in Analogien und Metaphern. Ein theoretisches Konzept dazu würde den Kommunikations- (also auch den Gesellschaftlichkeits-) wert von Geschichte verdeutlichen und generalisieren. Meine Wahrnehmung sagt mir, dass es da noch mehr zu tun gäbe, um die Dimensionen

der Nachhaltigkeit über die Versuche von Erinnerungsritualen hinaus zu verstetigen.

Man möge mir daher den theoretisch-abstrakten Aufriss hier als Vorspann zu einem „Kurzfilm“ zu einigen erkennbaren Strömungen des Instituts nicht übel nehmen. Er ist als Versuch gedacht, mit der folgenden Skizzierung von Ausschnitten und Teilprogrammen, von Unterströmungen eines sich als Hauptstrom gebenden Programms des Instituts (ganz bewusst) jenseits von nennbaren Personen Geschichte so zu schreiben, dass in der Niederschrift von Geschichten die mögliche Strömung der nächsten Zeit bzw. der Nachgeschichte sichtbar wird. Die Metapher der Strömung ist bewusst gewählt, um eben eine Geschichte entlang ihrer Strömungen anzuregen. Strömungen aber sind nicht linear, sie können auch zyklisch sein. In der Regel gibt es zum Hauptstrom einen Unterstrom, der gegenläufig zum Hauptstrom fließt, um unter bestimmten Bedingungen in den Hauptstrom einzufließen und neue Unterströmungen zu verursachen. Der Vorspann will daher nicht belästigen oder sich wichtig machen, aber doch dem am Ende skizzierten Plot zu drei programmatischen Themen (Unterstromthemen) eine theoretische Kennzeichnung von historischem Sinn (Nutzen, Ästhetik und Ethik) geben. Dabei soll der Wert der Komplexität – der Wille zur Geschichte als hermeneutische Einordnung des Geschehens und deren semantische Aufladung – deutlich werden. Komplexität verlangt – zumindest im Kontext von Wissenschaft – nicht Reduktion, sondern Fokussierung. Erst durch sie wird es möglich, Geschichte als kommunikatives Format, als kulturellen Modus oder als mediatives Dispositiv der Deutung von Zeiterleben (Bauer, 2014a, S. 126f) aufzufassen, eben als Dispositiv der Bestimmung von (sonst unbestimmter bzw. auch ungewisser) Identität. Es geht nicht um wissenschaftliches Dekor, sondern um eine späte Nachlieferung von Grundsatzgedanken, auf deren Basis und in deren Referenz es theoretisch Sinn macht, eine öffentliche Einrichtung vom Muster des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien historisch zu fassen. Selbst wenn es sich im folgenden Text nur um Zeitspannen, um (nicht nur temporär gemeinte) Ausschnitte, um konzeptuelle Bruchstücke einer Gesamtkomposition und um Teilstrecken einer Gesamtentwicklung handelt, so sind diese in einer historischen bzw. historisierenden Perspektive doch immer als innere Momente des bislang unvollendeten Ganzen

zu verstehen. Aber: Bereits an Zeitspannen, Ausschnitten, Bruchstücken und Teilstrecken lässt sich das historisch mögliche Ganze – nicht faktisch, aber hermeneutisch – deuten.

## **Medienmuster Geschichte: aufschreiben, aufladen und erzählen**

Wenn man von „der Geschichte“ einer Institution spricht, dann kann das zum einen die Ereignisgeschichte selbst sein, also die im Interesse der Deutung eines Verlaufs (Kontinuitäten und Diskontinuitäten) erzählte Beschreibung von Geschehnissen. Es kann aber auch – auf nächster Ebene – deren Deutungsgeschichte (Beobachtungsgeschichte) sein, also die ausdrückliche Kennzeichnung von im Diskurs der allgemeinen Erzählung sedimentierten Signaturen des realen Geschehens als Glied in der Niederschrift einer Kette. Das führt zur Erwähnung eines dritten kontextuellen Faktors: Die Unterstellung, dass man Geschichte machen will, real und aufgeschrieben. Wenn, weil und soweit es um die Figuration einer in sich gebundenen Wahrnehmung von Identität unter den Bedingungen von Zeit und Wandel geht, will man in jedem Real-Moment wie auch in jedem Meta-Moment das möglich Unverkennbare ausmachen. In der generellen Textur von Geschichte mischen sich diese drei Momente zu einem Narrativ oder einer Sammlung solcher, die zum einen Deutungserwartungen implizieren, zum andern das Fortschreiben der Geschichte entweder als Assimilation oder als bewusste Dissimilation einmahnen.

Bei einer akademischen Institution sind solche Deutungserwartungen unter anderem an eine kritische Vorstellung von Nachhaltigkeit gebunden, noch richtiger: erwartungsgemäß als immanentes Konzept von Nachhaltigkeitshaltung und Nachhaltigkeitswirkung zu binden. Als horizontales Nachhaltigkeitskonzept wären Aufmerksamkeit und Wahrnehmung der Institution bei anderen gesellschaftlichen Einrichtungen zu erwähnen, die, auf welcher Basis auch immer, der Institution gegenüber im Kontext relativer Gleichzeitigkeit eine Stakeholder-Position sachlich, thematisch oder gesellschaftlich beanspruchen: die Bestimmung des Deutungshorizonts durch Reputation, Expertise, Kompetenz, Intervention. Ein vertikales Nachhaltigkeitskonzept wäre im Kontext historischer Analyse auszumachen, wenn festzustellen ist, dass eine Institution Ressourcen (in

diesem Fall: gesellschaftliche Wirkung: Wissen, Reflexion, Methode etc.) so bildet, dass nächste Generationen oder nächstfolgende strukturelle Einrichtungen nicht darauf verzichten würden, sie als Rücklagen und Fundamente für weitere Ressourcenbildungen in Anspruch zu nehmen – und zwar im Interesse der Bewältigung des sozialen Wandels auf der Basis der Zumutungen und Möglichkeiten von sachlichen, thematischen und sozialgesellschaftlichen Ausweitungen des Deutungshorizontes (Bauer, 2011, S. 135ff; Bauer, 2014a, S. 335). Geschichte, genauer: Deutungsgeschichte ist das (narrative) Medium, in dem eine Institution – oder hier: ein akademisches Institut – Identität generiert.

Im Rahmen des Jubiläums 650 Jahre Universität Wien wird auch die Geschichte des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in einem gesonderten Projekt (Duchkowitsch, 2015) in Erinnerung gerufen. Das dafür gewählte Format der Poster-Ausstellung (2015/2016) hat nicht nur Erinnerungs-, sondern auch Weckrufcharakter. Ein Flash auf Bestand und seine Lücken: Es bleibt mehr zu tun als man denkt und mehr zu denken als man tut. Denn immerhin kündigt sich im Kontinuum an, wie im Titel der Ausstellung versprochen: „Von der...“ und „Zur...“, so kann man hoffen, ein nächster (nächstes) Morgen. Solch ein Ausstellungsformat verfolgt die Strategie der Akkumulation von Momenten der Aufmerksamkeit und muss dementsprechend digital, kurz, blitzlichternd aufgemacht sein. Neben dem Flash bleibt es dunkel. Um darüber hinaus die Geschichte aufzuarbeiten und die Erinnerung zu dem zu machen, was sie auch sein kann, nämlich eine kritische Besinnung, braucht es mehr als ein schnelles Aufblitzen, es braucht die textliche Ausbreitung für einen differenzierteren Blick. Der wiederum schafft mehr Metaphern und mehr Querverweise, er legt sowohl die analoge wie auch die konnotierte Geschichte (die Komplexität des Geschehens und die ihr zugeordneten Vergleichen und Deutungen) dar. Die Komplexität der Geschehensgeschichte ist ja nicht eine Charakteristik oder eine innere Dimension des Geschehens selbst, sondern eine der zeitgleichen wie auch der zeitverschiedenen Beobachtung und der damit verbundenen Einmischung von Interessens-, Vergleichs- und Ordnungsmustern sowohl

der (damals) möglich Beteiligten wie der (heute und morgen davon) möglich Betroffenen.

Gerade deshalb ist mir eine theoretische Annäherung wichtig. Erstens ist sie kommunikationstheoretisch, weil konstruktionstheoretisch möglich, und zweitens eröffnet sie die Perspektive, unter der es Sinn macht, eine Institutsgeschichte, wenn auch hier in thematischen Ausschnitten, aufzuschreiben: Die Geschichte des Instituts folgt, in der Diktion Friedrich Kittlers formuliert (Kittler, 1995), zumindest bisher nicht einem in sich geschlossenen Aufschreibesystem, sondern verzettelt sich in Fragmenten zu einzelnen Epochen, Ären, Personen oder Programmen (Duchkowitsch & Haas, 2015). Vielleicht bewusst-unbewusst. Wechselt man, wie es Kittler tut, einmal die Seite und befragt nicht die Möglichkeiten oder Bedingungen der Interpretation, sondern die der Nieder-

**Ein Flash auf Bestand und seine Lücken: Es bleibt mehr zu tun als man denkt und mehr zu denken als man tut.**

schrift (und versteht dies als das eigentliche Entstehen der Geschichte), dann fällt auf, dass nicht nur die Gründerzeit des Instituts übervorsichtig und erst nach langer zeitlicher Distanz den

Weg in das System einer Aufschreibung gefunden hat, wie auch auffällt, dass von den Siebzigern des letzten Jahrhunderts bis zu den Zehner Jahren dieses Jahrhunderts der Schlüssel noch nicht gefunden wurde, mit dem man seine Geschichte schlüssig erschließt – und vermutlich ist es bisher auch genau deshalb nicht geschehen. Wem oder was letztendlich unterstellt, verdankt oder nachgemahnt wird, die Geschichte des Instituts im Kontext der Zeit seines Geschehens zu schreiben, wer oder was also die Geschichte des Geschehens verantwortet und dann somit die der Beobachtung ausrichtet, stellt sich im Aufschreibeverfahren als kritischer Moment dar und braucht, so es denn geschieht, eine begründete Reflexion der Wahl der Beobachtungsperspektive: Sind es die Vorstände, einzelne Funktionsträger, einzelne Professoren, Kurien, Gremien, Cliques, Seilschaften, Gruppierungen, Projekte, Programme, Publikationen, Anzahl und Studiencharakter von Studierenden oder äußere Ereignisse wie z.B. Streikbeteiligungen, Mediennennungen oder Medienberichte, alte oder neue Behausungen, überholte oder neue Systeme von Administration oder Technik. Klar, die Prozesse der Geschichte entstehen durch strukturelle, strategische oder zufällige Mischungen aus manchem oder allem.

Aber wo ist der Dreh? Wo, wann, wer oder was sind die Drehmomente, an denen eine Erzählung geschichtsstimmig festgemacht werden kann? Macht man die Geschichte an Personen fest, vor allem an solchen, die temporäre oder sektorale Führungsaufgaben übernommen haben, dann gibt es einen woher auch immer begründeten Druck die Geschichte des Erfolgs (der Erfolge) zu erzählen, wenn oder weil man damals Beteiligte heute nicht unangemessen betroffen machen möchte oder, wie man dann gerne sagt, ein Urteil noch zu früh ist. Macht man die Beobachtungsgeschichte an Projekten fest, dann kann man viel erzählen und Erfolge oder Folgen davon zuordnen und begründen. Und so fort.

Wovon noch nicht gesprochen wurde, sind die Ausrichtungen, oft repräsentiert durch Personen, Projekte und Programme: das durch mögliche Einheit (Konformitätspostulat) oder mögliche Verschiedenheit (Diversitätspostulat) begründete Selbstverständnis, festgemacht an Theorien, Methoden, Themen, Didaktik, strategische Partnerschaften. Beides gibt es und hat es definitiv gegeben: Konformitätsdruck, nicht selten über Ausschreibungen von Positionen und deren Entscheidungsmuster oder über die Nominierung von und für Positionen innerhalb der Organisation durchgesetzt. Einfarbig oder bunt, beides stand bereits am Programm. All das aber ist nicht notwendigerweise im Kontext der Aufschreibung durch Einzelfaktoren (Personen oder Programme oder Projekte) zu begründen. Denn wenn schon Institutsgeschichte, dann eben die Geschichte eines Instituts, dessen Charakter es ist, eine Organisationsplattform sozialer Praxis im Hinblick auf gesellschaftliche Erwartungen und Aufgabenstellungen zu bilden. In diesem Sinne ist ein Institut, zumal ein wissenschaftliches bzw. akademisches, nun mal ein Sozial- und Organisationsmodell von und für Kreativität, Kapazität, Motivation, Mission, Entwicklung, Verantwortung und – nicht zuletzt – von und für Kompetenz. Es braucht unternehmerischen Habitus, ohne selbst ein Unternehmen zu sein. Es braucht ein rechenbares Tauschmodell der Werte von Produktion und Verbrauch, ohne aber selbst ein Produktionsbetrieb oder ein Handelsunternehmen zu sein. Es braucht den Habitus wechselseitiger Wahrnehmung und Empathie, ohne deshalb eine Familie zu sein.

Die mit einer fachlich relevanten und identifizierbaren Ausrichtung oft verbundenen Prominenz-

oder auch Nachrangstellungen erklären sich zwar aus einem sozialen Wettbewerbsmodell und sind menschlich verständlich, sollten aber dem Institut gutgeschrieben und ausgeglichen und ausbalanciert eingerechnet werden. Nur dann kann das Institut als Institut auch geschichtlich auftreten.

In all dem, was ein Institut ist und was es dem Einzelnen bedeutet, spiegelt und prägt sich ein spezifisches (vielleicht disziplinäres) Identitätsmuster, das für alle Beteiligten wie für Betroffene (in beiden Rollen auch eingebunden: Studierende, Stakeholder) als Referenz der eigenen Vorstellungen Relevanz besitzt, vielleicht in Form von Wunschbildern der Zugehörigkeit, der Reputation, der sozialen Anerkennung, des persönlichen Fortkommens, der öffentlichen Wahrnehmung. Die Poster-Ausstellung im Rahmen der Erinnerungsarbeit zu 650 Jahren Universität Wien und zu den darin eingebetteten 73 Jahren des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist der Versuch, die Geschichte der Ausrichtungen an solchen möglichen Indikatoren festzumachen. Dass dies bisher nicht so durchgängig, sondern in (durchaus auch wörtlich zu nehmenden) Abschnitten geschehen ist, mag man als Hinweis auf interne wie externe Identitätszweifel oder als Hinweis auf Bruchstellen der Selbstwertschätzung verstehen. Das Faktum, dass weder das Bestehen der 60 Jahre (2002) noch das der 70 Jahre (2012) ein irgendwie gestaltetes Jubiläum wert war, mag diese Vermutung zusätzlich stützen.

Im Sinne ihrer Auf- bzw. Niederschrift ist Geschichte ein Medienmodell, ein Setting der Verständigung auf Erinnerung als Vereinbarung auf mögliche Markierungen von Zusammenhängen zwischen Zeit und Geschehen auf der Basis der kommunikativen Struktur von Beschreibung und Beschriftung von Identität. Geschichte, so eingeordnet, ist immer in Schrift und Erzählung Beobachtungsgeschichte bzw. nachgedachte Wissensgeschichte, d.h. ein Beobachtungskonstrukt in Bezug auf einen als möglich unterstellten Sinn des Geschehensverlaufs, der erst im Kontext der Beobachtung als solcher erkennbar und erzählbar wird. Wenn man Geschichte schreibt, beschreibt man Geschehen im Hinblick auf zeitbedingte Verhältnisse und Folgen von und für Beteiligte und Betroffene. Beteiligung und Betroffenheit sind die Referenzen, derentwegen ein Irgendwie-Geschehen zu einer sinngerichteten Geschichte wird. Geschriebene Geschichte hat (hier bildungstheoretisch gedacht und bezogen auf diese

beiden Kategorien) ein (beobachtungsgeschichtlich) immanentes Warum: Betroffene zu beteiligen (die Jetzt-Zusammenhänge mit Damals-Geschehnissen erklären, ordnen und klassifizieren) und Beteiligte betroffen zu machen (Damaliges analog vergegenwärtigen). Betroffen sind wir alle durch zeitüberdauernde gesellschaftliche Geschehniszusammenhänge, denen wir uns im Sinne von Identität und Identifizierung zugehörig wissen. Diese implizite Betroffenheit zu explizitem Wissen als Grundlage für die verantwortete Beteiligung der Weiterschreibung des Geschehens (Zukunft als kritisch bewusste Nachschrift, gewonnen aus der Niederschrift von Geschichte) zu machen ist genau das, was das oft zitierte Postulat aus der Geschichte zu lernen meint: Zukunftsgeschichte als kritisch bewusste und differenzierte Nachschrift einer nieder- bzw. aufgeschriebenen Beobachtungsgeschichte.

## Die Medienkulisse: setzen, versetzen und schieben

Die Geschichte des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien schreibt sich vor allem über das Prisma der Beobachtung einer bislang nicht und niemanden der Betroffenen und Beteiligten zufriedenstellenden Verhandlung zwischen (Medien-)Wissenschaft und (Medien-)Praxis. Das hängt mit den möglichen Erwartungshorizonten der beiden Systeme zusammen, die im Hinblick auf Paradigmatik und Pragmatik weit auseinanderliegen. Diese Welten und Systeme zueinander zu vermitteln könnte man als die eigentliche, wenn auch bisher unvollendet gelöste, historische Aufgabe des Instituts verstehen. Dazu aber braucht es eine – eben historisch-hermeneutisch gefasste Konfiguration von Erklären und Verstehen (Gadamer, 1975, S. 250ff; Goertz, 1995, S. 105ff), die Relationalität und Relativität des vermuteten Widerspruchs nicht als dilemmatische Last, sondern als dialektische Chance wahrzunehmen in der Lage ist. Am ehesten, so scheint mir, ginge dies über eine kybernetisch gedachte Kommunikationswissenschaft: Als Wissenschaft, die sich theoretisch, methodologisch und analytisch nicht dadurch rechtfertigt Kommunikation und deren Medialität wieder zum Objekt der Erklärung zu machen, sondern sich als Wissenschaft im Modus der kritischen Spiegelung der Praxis dadurch bedeutsam macht, dass sie darüber nachdenkt, warum die kulturellen Vorstellungen von Kommunikation und deren Medialität so aufgefasst

werden, wie sie es werden, wie deren Alternativen aussehen könnten – und was dies für die soziale Praxis bzw. den sozialen Wandel der Gesellschaft bedeutet. Das wäre Geschichts(auf)schreibung im Sinne von F. J. Schmidt (2003, S. 59, 94): die Unterbrechung von Routinen der Wahrnehmung durch die „Beobachtung von Beobachtung“. Das birgt die Herausforderung, der Komplexität des Geschehens nicht auszuweichen, sondern sich auf diese zu fokussieren. Diese liegt im Kontext historischer Interpretation nicht in der Reduktion auf die Linearität des Geschehens durch Personen, Strukturen oder Entscheidungen, sondern in der Konzentration auf die mögliche Dialektik des Geschehens: In der Wahrnehmung von Ambivalenz, Widerspruch und Widersprüchlichkeit liegt der Schlüssel zur Generierung von Kontingenz. Und dort geschieht dann nicht einfach, sondern dort macht man Geschichte, weil man (im konkreten und aktuellen Handeln sowie in dessen Beobachtung und Beschreibung) gerade das für nicht unmöglich hält, was zugleich auch nicht notwendig sein müsste (Luhmann, 1987, S. 152). In diesem Duktus wäre Geschichte – und hier die Geschichte des Instituts systemtheoretisch argumentiert – am Zyklus jener Perturbationen fest zu machen, die sich als kontingente Kräfte des Systems selbst gegen die Routinen der Verselbstständigung des Systems in Mustern hausverständlichen Realitätssinns zu bemerken geben (Schmidt, 2003, S. 133).

Die Medienkulisse ist das soziale Ambiente, in dem die gesellschaftlichen Diskurse stattfinden und in dem sich die Medialität der Gesellschaft, die ja nur ist, wie sie sich kommuniziert (Bauer, 2014a, S. 17), zum Thema macht. In der Qualität ihrer Medialität schafft sich die Gesellschaft eine performative Interpretation ihrer inneren (sozialen) Kompetenz: Wozu ist sie fähig, fertig, motiviert und verantwortlich? Je weiter Kompetenz und Performanz (vgl. dazu Habermas, 1972) auseinanderdriften – und dazu liefern Technologie, Ökonomie, Politik und Management nicht nur emanzipatorische Entwürfe – desto wichtiger werden Kompensationsstrategien, um wenigstens Optimierungskompromisse sicherzustellen zwischen Bestand und Veränderung, zwischen Institution und Innovation. Das ruft Bildung auf den Plan, konkreter: Medienbildung als Wissen, Bewusstsein und Handlungskompetenz, nicht die Rollen nach den Kulissen (z.B. als medienangepasste Journalistenausbildung: sozialisierte, affirmative Medienkompetenz) sondern die Kulissen

nach den Rollen auszurichten (z.B. als alternative Öffentlichkeitsszenarien: soziale, emanzipatorische Medienkompetenz), sie also zu schieben und zu setzen, damit die (Medien-) Landschaft nicht einfach durch Medien verstellt, sondern durch deren Gebrauch sinnlich wird.

## **Medienkommunikationswissenschaft: so, aber auch anders**

Im Sinne dieses theoretisch aufgemachten Horizonts und die üblichen und vermutlich auch bekannten Rahmenbedingungen des akademischen Alltags (Administration, Bürokratie, interne Gruppendynamik, Management von Studien und Studierenden) außer Acht lassend, wird in diesem spezifischen Beitrag zur Geschichte des Instituts der Versuch unternommen, eine eigens ausmachende Periode des Instituts historisch auszu-leuchten. Mit meiner Bestellung – so viel muss ich nun persönlich einbringen – war die Erwartung verbunden, der bis dato (1992) auf einen Vorstand und zugleich auf eine einzige (so genannte) ordentliche Professur beschränkten, nach innen so wirksamen und nach außen sich so erklärenden Fachbeschreibung eine Alternative gegenüberzusetzen, um so das informelle, aber formal doch wirksame Monopol der (wohl auch nicht monolithischen) Deutungsmacht aufzubrechen. Mit dieser „hidden agenda“ waren so manche Versuche bzw. Prozesse der Betriebsumstellung – mehr oder minder einverständlich verhandelt – Gegenstand von mehr oder minder freundlich distanzierter Beobachtung, variierend je nach vermuteter oder bekannter Gruppenzuordnung. Dennoch war es ein allgemeines Ziel, die innere Diversität (Theorie, Methode, Lehre, Forschung) anzureichern und die Außendarstellung den Erwartungen gegenüber (Studierende, Medien, Wirtschaft, Arbeitsmarkt) zu flexibilisieren. Unter anderen möglichen Markierungen dieser Periode sollen im Folgenden drei an sich bekannte Größen (Praxisorientierung, Internationalisierung, Cultural Turn) die damalige Entwicklung des Instituts als Geschichte ihrer Herausforderungen im Hinblick auf die Verantwortung einer gesellschaftlich nachhaltigen Wissenschaft kennzeichnen.

In allen diesen Größen ist das Institut dabei (seine) Geschichte zu machen. In jedem dieser drei – hier thematisierten – Beschreibungsgrößen des Selbstverständnisses und der Selbstdarstellung hat es – nicht immer kontinuierlich, aber über das

Potenzial von Einzelpersonen, Einzelprojekten oder sich bildenden informellen Teams zunehmend deutlich

- den theoretischen Horizont erweitert: von der affirmativen Systematik der Oberflächenbeschreibung zur kritischen Beobachtung und zu theoriegestützter Deutung der hintergründigen Verhältnisse medialer Kulissen der gesellschaftlichen Kommunikation,
- den didaktischen Ansatz flexibilisiert, von der Akkumulation von in Fakten und Praktiken beschriebenem Wissen zur wechselseitigen Infragestellung von Theorie und Praxis, um so jeweils die Schwächen der Theorie an den Stärken der Praxis, wie die Schwächen der Praxis an den Stärken der Theorie auszuprobieren,
- das Forschungsspektrum diversifiziert: von der national gerahmten Beschreibung von Medien und Medienpraxis zu international geteilter und aus dem internationalen Vergleich gewonnener Analyse einer global vernetzten Mediengesellschaft,
- das Lehrprogramm theoretisch verdichtet und thematisch erweitert,
- und das Management daraufhin bewusster ausgerichtet: von der akademischen Hierarchie zu einer institutionell verankerten Plattform von Experten und für ein Modell von Wissenschaft als kritische Intervention in die Routinen der medialen Konstruktion von Öffentlichkeit.

Man kann diese internen Bewegungen gerade im Hinblick auf die nie endende Debatte zwischen Wissenschaft und Praxis, was es denn wolle, wofür es eigentlich stehe und wofür man denn all die Leute brauche, die da ausgebildet werden, als zunächst nach innen gerichtete und auf die innere Klärung abzielende Statements betrachten, als Beiträge einzelner Personen oder einzelner Projekte, die sich in der Summe interner Vernetzungen und dank interner Kooperation auch zu Diskurs- und Handlungsströmen entwickelt haben, die auch extern verwertbare Sätze der Argumentation geliefert haben: das Institut, dessen Lehre und Forschung, sind die gedankliche Probe des Möglichen und vielleicht Notwendigen im Umfeld einer sich laufend verschiebenden Medienkulisse mit dem Ziel gesellschaftlich relevante Potenziale von Medienkompetenz jenseits aller praktischen (meist industrialisierten) Professionen und jenseits aller Professionalisierungssysteme zu generieren. In diesem Sinne will es, dass Studierende ihr Studi-

um beruflich auffassen wie es erreichen möchte, dass sie in ihren späteren Berufen nicht aufhören ihre Tätigkeit als Studium zu begreifen. Dass dies der professionellen und faktischen Organisation von Praxis mitunter zuwiderläuft, ist eine nicht einfach in Kauf genommene, sondern intendierte Belästigung im Sinne der für die Entwicklung der Praxis notwendigen Unterbrechung von Alltagsroutinen: Theoretisch fundierte Medienbildung als Erschließungsperspektive der Potenziale des Medienwandels. Um diese Errungenschaften aber nachhaltig zu machen, müssen die Prozesse verstetigt, die Strukturen institutionalisiert und der interne Partizipationshabitus kultiviert werden: Wissen, Interesse, Motivation und Mission bedürfen einer Spiegelung durch institutionell gesetzte Ressourcen und Strukturen, um nicht am Ende Einzelprojekte als große Unvollendete zu belassen oder – noch schlimmer: wegen Überforderung als ad acta gelegte Wunschträume in der Vitrine schöner Erinnerungen abgestellt zu werden.

### **Medienbildung und Medienkompetenz: umbrechen, ausbrechen, ausdenken und ausprobieren**

Die historischen Zusammenhänge ergeben sich nicht aus dem faktischen Geschehen, sondern aus den Sinn-konstitutiven Deutungsbrücken, die in der Geschichtswissenschaft wie in anderen Beobachtungswissenschaften einem kausalen Paradigma der Interpretation folgen. Warum ist dieses oder jenes passiert: weil... Oder: was wäre die Folge gewesen, wenn... Das macht deutlich, Geschichte ist als Analyse zu verstehen, als Exegese oder als Interpretation, in jedem Falle ein konstruktives bzw. konzeptives Verfahren, eines, das durch die Selektion der Beobachtung von Einzelelementen und Einzelereignissen aus dem Handlungsgeschehen eine in sich konkludent geschlossene Geschehensmaterie macht, klarerweise zum einen unter Bezug auf die jeweils spezifisch geltenden Rahmenbedingungen der Zeitzusammenhänge, also der sozialen, kulturellen und symbolischen Umwelten, zum andern aber auch als semantische Aufladung von und für eine gesellschaftliche und eben zugleich geschichtliche Bedeutung unter Bezug auf gegenwarts- und zukunftslogische Muster der Deutung vom möglichen Sinn der Wissenschaft: Nutzen, Ästhetik, Ethik (Edmair, 1968, S. 63; Bauer, 2014a, S. 47). Im Hinblick auf die

se Wertung war einem äußeren Kreis von Stakeholdern (aus Politik, Fakultät, Medien, Bildung) sowie den meisten Beteiligten des inneren Kreises klar, dass die damals gegebene Ausrichtung in Lehre, Forschung und Management nicht einfach linear und in schlichter Wiederholung weitergeschrieben werden konnte. Die zunehmend sozialwissenschaftliche Ausrichtung hat auch die mit dem gesellschaftlichen Wandel einhergehende Erfahrung und Forderung von Diversität wahrgenommen und in der Programmierung der Agenden des Instituts aufgenommen. Zugleich wurde deutlicher, dass organisierte Gesellschaften in allen Systemen und Lebensbereichen zunehmend auf der Basis und in der Konzeption ihrer Medienkommunikation funktionieren: Politik wird zu Medienpolitik, Wirtschaft zu Medienwirtschaft, Bildung zu Medienbildung usw. Das verwies auf die Herausforderung einer paradigmentheoretischen Transformation der Disziplin: Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ist nicht eine Objekt-, sondern eine Konzeptwissenschaft, nicht Objektgegenstandsstudium, sondern Konzeptstudium: Kommunikationswissenschaft als Verständigungsmodell über den möglichen Sinn der sozialen Praxis der Gesellschaft (Bauer, 2000, S. 52; Bauer, 2014a, S. 305; Bauer, 2014b, S. 16). Mit der Beobachtung zunehmender Mediatisierung und Medialisierung aller Lebensbereiche wurde klar: Es gibt keine medienfreie Existenz (Hartmann, 2003, S. 18ff). Alles, was Menschen über die Gesellschaft wissen bzw. für die Interpretation und Gestaltung ihrer Lebenszusammenhänge meinen wissen zu müssen, „wissen sie über Massenmedien“ (Luhmann, 1974). Man muss heute zur Affirmation dieser These den Medienbegriff ausweiten. Medien sind Medien, weil und wenn und unter der Voraussetzung, dass man sie so gebraucht. Der Gebrauch von Medien ist das medientheoretisch relevante Medienmodell für eine solche These. Dieser aber hängt ab von den Lebenszusammenhängen und den darin (oft rituell) eingebetteten sozial und kulturell definierten Mustern der Aufmerksamkeit. Medien sind im Kontext der Frage, welche Rolle sie im Lebensvollzug von Individuum und Gesellschaft spielen – gesellschaftstheoretisch betrachtet – nicht als apparative oder organisierte Systeme zu betrachten, sondern – unter dem Stichwort Medialität umschrieben (Bauer, 2014b, S. 25ff) – als soziale Praxis: Der Gebrauch umschreibt, was ein Medium im Kontext der Konstitution von Gesellschaft ist. In dieser Perspektive wurde und ist Medienkompetenz der Schlüsselbegriff

zur Beschreibung von Vision und Mission eines medienwissenschaftlichen Instituts. Da eben solche Horizonte und Rahmungen einer Institution nicht vorgegeben, sondern erst (zuallererst) durch sie entwickelt und begründet werden können, sind sie Stoff von Experiment und Probe. *Doing Media and Communication Science* im Kontext des gesellschaftlichen Auftrags kann sich dann nicht nur im Modus distanzierter Beobachtung genügen, weil diese Attitüde sich schon als Affirmation des Bestehenden verdächtig machen würde. *Doing Media and Communication Science* im Sinne von sozialwissenschaftlich gestrickten *Studies* kann, studienprogrammatisch ausgelegt, eigentlich nur heißen, theoretisch, methodisch und didaktisch ein Labor des Denkens und der Reflexion aufzumachen, ein Atelier des reflexiven und enaktiven Entwerfens, in dem die Umständlichkeiten der medialen Kommunikation (eingübte Kontrollinstanzen aus Technologie, Ökonomie, Organisation, Mentalität, Politik, etc.) mit den Möglichkeiten (Zukunftsvorstellungen) der sozialen Praxis so konfrontiert werden, dass nächste Spiel- und Freiräume (Autonomie, Souveränität, Kulturvernunft, Aufklärung, Emanzipation etc.) erschlossen werden. Die Logik von Experiment und Probe (Wissen schaffen und erschließen) wäre hier die Alternative zur Logik der Sorge (Stiegler, 2008), weil deren Erkenntnisinteresse sich darauf konzentriert, in aufkommenden Szenarien der Veränderung (des sozialen Wandels) die Potenziale der Bedrohung des Bestehenden auszumachen. Dafür werden sogar alltagsfromme Trostgebete („es kommt nix Besseres nach“) zu theoretischen Dogmen ausgebaut, wie sich am Beispiel des so gerne gebrauchten „Riepel’schen Gesetzes“ nachempfinden lässt.

## **Neue Handlungsparameter: eingreifen, ausweiten, vertiefen**

Der im Medienmilieu geführte Diskurs zum Selbstverständnis des Instituts war seit jeher von drei paradigmatischen Themen besetzt: Praxis-tauglichkeit, Österreichbezug, Strukturanalyse. Die Praxis-tauglichkeit wurde von der medien-professionellen Seite gerne in Frage gestellt oder überhaupt in Zweifel gezogen, vom Institut selbst nie wirklich als das bestimmende Kriterium des Studiums behauptet, was im Zuge der Umsetzung des Diplomstudiums zu einer etwas skurrilen Gegenüber- und Lauerstellung von Wissenschaft und Praxis führte: Auf Institutsseite wurde das wissenschaftliche Fundament der Medienpraxis

kritisch eingemahnt, von der Seite der professionellen Medienpraxis wurde die wissenschaftliche Ausrichtung des Studiums als für die Praxis untauglich und mit unnötiger und für die Praxis ohnedies irrelevanter Kritik besetzt eingestuft. Dieses Dilemma aus wechselseitigen (überdies) irreführenden Zuschreibungen konnte auf Seiten des Instituts nur durch neue Parameter der Wahrnehmung von Wissenschaft aufgelöst werden. Auf der Seite der Praxis hat sich ja ebenfalls schon ein Paradigmenwechsel angekündigt: alternative Medien, Gegenöffentlichkeit, erste Anzeichen der Globalisierung und zunehmende Ansprüche der Europäisierung.

Diese Diskurse haben nicht nur die etwas lineare und flache Theorie-Praxis-Gegenüberstellung, sondern auch den etwas eng ausgeschlagenen Österreichbezug (hatte zu tun mit der nationalen Auffassung von Mediensystemen) konsequent in Frage gestellt. Das dritte Paradigma, das der struktur- und funktionsanalytischen (mitunter auch affirmativ-funktionalistischen) Ausrichtung der Publizistikwissenschaft in Wien, wurde zwar nicht verdrängt, aber hat auf der Basis zunehmend transdisziplinärer Seitenblicke (z.B. Frankfurter Schule, Systemtheorie, Cultural Studies, Kulturanthropologie, Konstruktivismus, Wissenssoziologie) die lange behauptete Monopolstellung (in Wien) in einen relativierten Führungsanspruch gewandelt. Aber, um die Lage nicht als Auseinandersetzung zwischen zueinander entfernt verwandten Polen zu beschreiben, sondern eher als inner-institutionelle bzw. programmatische Dialektik, muss man festhalten, dass der „cultural turn“ sich auch aus am Institut längst etablierten Positionen angekündigt hat, wenngleich eine mitunter eher affirmativ ausfallende Beschreibung der Kulturleistung des Journalismus (Langenbucher, 1994; Duchkowitsch et al., 1998; Haas, 1999; Lüneborg, 2005; Hahn & Schröder, 2008 – in diesem Zusammenhang auch zu nennen: die Versuche zu poetischem Journalismus oder zur Anthropologie der Kommunikation) noch keine kulturtheoretische Baustelle der Publizistikwissenschaft begründet.

## **Und es passiert**

Im Hinblick auf diese kursorische Lagebeschreibung mag es von historischem Interesse sein, den Wandel der wissenschaftskulturellen Ausrichtung mit der Etablierung eines zweiten Ordinariates (1992) durch drei Schlüsselparameter zu kennzeichnen:

1. Aktive Medienarbeit (*active media studies*: didaktisch inszenierte Praxisorientierung, methodische Aktionsforschung im Rahmen systemübergreifender Lernpartnerschaften)
2. Internationalisierung (transnationale Perspektive, Reflexion im Spiegel von Alternativen, Globalisierungsmomente als Chance für Wissenschaftsentwicklung in Forschung und Lehre)
3. Kulturtheoretische Perspektive (der soziale Mediengebrauch als theoretisches Medienmodell, kulturtheoretischer Konstruktivismus als Erkenntnismodell, trans- und interkulturelle Perspektive als Leitschiene einer exemplarischen, verstehenden und im Wege dezidiert qualitativer Analyse ausgeleuchteten Kultur- und Sozialtheorie einer sich im Modus des Mediengebrauchs konstituierenden Gesellschaft (Mediengesellschaft)).

### 1. Aktive Medienarbeit

Ganz im Sinne einer pragmatischen Auffassung der Wissenschaft waren Theorieprogramme (so weit man von solchen sprechen konnte), Lehre und Forschung vor allem ausgerichtet auf strukturelle, zum Teil durch Professionen definierte oder durch Medienkonstellationen und Medienformate gerahmte Handlungszusammenhänge, die sich im Umfeld von Medien – damals eben den klassischen Medien: Zeitung, Radio und Fernsehen – organisiert und als Logik der Praxis begründet haben. Die in Lehre und Forschung zunehmend aufgenommene sozialwissenschaftliche Perspektive, die gerne als theoretischer Fortschritt der Publizistikwissenschaft interpretiert wurde, diente dazu, den publizistischen Handlungszusammenhang im Muster soziologischer Theoreme zu erklären, zu ordnen und zu klassifizieren. „Der Journalismus“ und „die Journalistik“, später dann „die Werbung“ oder „die PR-Arbeit“ repräsentieren im akademischen Kontext das Materialobjekt der zumeist struktur-funktionalistisch ausgelegten Analyse, mit dessen Problematisierung im Blick auf gesellschaftliche Bedingungen und Auswirkungen sich der „social turn“ weitgehend zufrieden gibt. Aus diesem Verständnis wird auch die jeweils für beide Seiten doch ziemlich unbefriedigend ausfallende Konkurrenz zwischen Publizistikwissenschaft und publizistischer Praxis genährt: Man lehrt, was für die Praxis am Ende nicht verwertbar zu sein scheint und macht beruflich, was den kritischen und normativen Vorstellungen der Wissenschaft nicht genügt.

Ein produktiver Ausweg aus dem Dilemma schien damals ein kompetenztheoretisch begründeter Ansatz (Medienbildung), ein handlungsorientierter Didaktik-Ansatz und ein beobachtungstheoretisch begründetes Wissenschaftsmodell zu dem Zusammenhang von Kommunikation und Medien (damals bewusst: Publizistik). *Doing the Media* war die didaktische, zugleich interventionsbewusste Option für ein erfahrungsorientiertes Lernen, in dem „Media Literacy“ und „Kommunikative Kompetenz“ zu Schlüsselbegriffen wurden, die signalisieren sollten, dass Medien- und Kommunikationswissen sich nicht in Medienkunde oder Medienstrukturwissen erschöpfen könnte. Medienbildung – deutlich weiter gedacht als man einer (wieder meist) funktionalistisch ausgelegten Medienpädagogik zugestehen wollte – etablierte sich als Referenzbegriff: in der Lehre für aktive Medienarbeit, in der theoretischen Forschung für Alternativen der Medienarbeit oder des produktiven Mediengebrauchs bzw. für partizipatorische Modelle von Öffentlichkeit. Damals schon kündigte sich unter dem Titel „Massenmedien spontan“ (Bauer, 1978) über kritisch-theoretische und emanzipationstheoretische Interpretationen von Öffentlichkeit eine professionstheoretische Differenzierung an, die nun längst die Alltagspraxis des etablierten Journalismus erreicht hat: Die Option, Medienarbeit nicht mehr nur als Opus, als Werk eines durch Organisation, Profession, Funktion, Position, Status, Wissen oder soziale Autorität ausgewiesenen Experten, sondern als Passus-Modell des Alltags, als eine dem mediengesellschaftlich begründeten Lebenszusammenhang inhärente Kompetenz zu verstehen, die jedem ohne die Schwelle der Elite im Vorübergehen und ohne gesondertem Aufwand (Baacke, 2000; Bauer, 1978, S. 27) zuzugestehen oder zuzumuten wäre. Dem sollte im Interesse didaktisch praktizierter Hermeneutik (Medien-Ateliers) Rechnung getragen werden durch die Einrichtung von Medienlabors im Rahmen der damals vorherrschenden Technologien von Radio und Fernsehen (Universitätsfernsehen, Universitätsradio). Durch sie wurden sowohl theoretische Horizonte wie auch der Wert der praktischen Erfahrung im Kontext von Lehre und Forschung neu vermessen. Dieser Ansatz der praktischen Hermeneutik, einer der *Grounded Theory* ähnlichen Methodologie der Theoriebildung, und verbunden mit einer der Aktionsforschung angelehnten ethnomethodologisch formulierten Didaktik sollte oder wollte „der Publizistik“ in Wien eine neue, zumindest zusätzlich differenzierte Deutung geben: gesell-

schaftspolitisch und universitätspolitisch. Dieses theoretische Setting war damals allerdings noch mehr Intention als Programm, war noch zu lose formuliert, zu offen, um als akademisches Modell akzeptiert zu werden. So hat die gesamte Konzeption aufgrund vorherrschender institutsinterner Konstellationen und bisweilen uniformierter Auffassungen von akademischer Lehre und Forschung das Interesse an „derartigen Neuerungen“ nur marginal geweckt, obwohl durch die damalige ministerielle Bildungspolitik (Erhard Busek) offizielle Unterstützung zugesagt gewesen war.

Aber auf leisen Sohlen und auf einer anderen strukturellen Ebene des Instituts – nämlich der der Studierenden – konnten sich dann doch Projekte durchsetzen, die im Sinne des oben formulierten methodologischen Settings nicht nur das Interesse, sondern vor allem auch das Potenzial von Studierenden geweckt haben. Jenseits der ohnedies ja auch üblichen Praxiseinheiten des bestehenden Studienprogramms hat man im Rahmen von Projektstudien mehr Möglichkeiten, sich von der theoretischen Komplexität der Praxis fordern zu lassen. Allerdings verlangt ein Projektstudium eine anders strukturierte Lernumwelt als ein Studium, das auf die Akkumulation von Wissen für den Fall des späteren Gebrauchs ausgerichtet ist. Solche Strukturen einzurichten und entsprechende Ressourcen dafür aufzustellen hätte den Rahmen der Ausstattung des Instituts gesprengt. Wegen der aus dem Institut oder aus den Mitteln der Universität so gut wie gar nicht oder oft nur sehr zögerlich (interne Fernsehstudios) zur Verfügung gestellten Ressourcen blieb für diverse Projekte nur der Weg außeruniversitärer Kooperationen, was zwar den Prozess oft erheblich verlangsamt, aber inhaltlich angereichert hat. Zugleich profitierte jedes dieser auf Außenkooperation angelegten Projekte von dem Prinzip geteilter Verantwortung. Wenn man so will, war das *capacity-building* im Sinne der Zusammenführung von Kompetenzmomenten aus Wissenschaft und Praxis.

Konkrete, hier erwähnenswerte Projekte in diesem Zuschnitt waren:

- *deScripto*: Eine medienthematische Zeitschrift, gegründet im Wintersemester 2003/2004 in Kooperation mit der *South-East Media Organisation* (SEEMO), ein vierteljährlich erscheinendes Journal zur Mediensituation in den südosteuropäischen Ländern (damals meist

neuen Demokratien), das Studierenden am Wiener Institut eine Balkan-Perspektive (entfernte Nachbarn, unterschiedliche Kultur, unterschiedliche gesellschaftliche Mentalität, in Entwicklung befindliche Medienlandschaften etc.) eröffnete. Zugleich sollte die Sprachkompetenz gefordert und gefördert werden: Englisch als Schreibsprache, Textgestaltung, journalistisches Schreiben etc. Abgesehen von der Forderung nach Selbstverantwortung für die Qualität des Prozesses wie des Ergebnisses, weil das Projekt ja nicht eine Trockenübung, sondern eine echte Unternehmung war, war es die der transkulturellen Begegnung und Spiegelung: Die Analyse und die Beobachtung anderer Kulturen (Alltag, Gesellschaft Journalismus, Studium) machte zwangsläufig die eigene Kulturumgebung (Alltag, Gesellschaft, Medien, Studium) zum Gegenstand kritischer Betrachtung. Die Inspiration dieser interaktiven Kulturerfahrung hat nicht nur das Interesse an anderen Kulturen, sondern, wie entsprechende Themen von Diplom- und Magisterarbeiten spiegeln, das der kulturtheoretischen Reflexion von Kommunikation, Medien und Gesellschaft verstärkt. Zu Beginn des Projektes war es eine interkulturelle Analyse zu medienrelevanten Themen, später dann aus praktischen Gründen eine länderspezifische Reflexion von Medienlandschaften. Mit nicht immer leicht aufzubringenden Mitteln über Sponsoren konnten so über mehrere Jahre medienland-schaftliche Portraits von Serbien, Bulgarien, Griechenland, Kroatien, Slowakei, Türkei, Vojvodina, Albanien, Bosnien-Herzegowina, ansatzweise über Ungarn und Slowenien erstellt werden. Die Magazine wurden in der Regel in einer Auflage von vier- bis fünfhundert Exemplaren gedruckt und an Bildungseinrichtungen, Universitäten, politische, nationale und internationale Organisationen, Medien und relevante NGOs verteilt. Diese Zielgruppe war für die Studierenden jeweils auch die Herausforderung einer gut recherchierten und in ansprechenden journalistischen Formaten gefertigten Redaktionsarbeit. Wegen des Mangels an entsprechenden Ressourcen und wegen des Ausbleibens von Sponsorengeldern wurde das Projekt ab 2011 auf eine Online-Version umgestellt, um dann ab 2012 nach etwa acht Jahren zu versickern. Dazu beigetragen hat nicht nur das Moment der Freiwilligkeit, sondern auch die organisatorischen Schwierigkeiten, ein solches Projekt in die Struktur eines

Semesterprogramms einzubinden, obwohl es seitens der Studienprogrammleitung nicht an Wohlwollen und Entgegenkommen gemangelt hätte.

- „*utv*“ und „*u-ton*“: nahm mit dem Wintersemester 1994/1995 im Rahmen einer dafür eingerichteten Lehrveranstaltung den Betrieb auf, aus rechtlichen Gründen (Rechtsbaustelle Privatrado-Gesetz 1993) zunächst nur als hausinternes Sendeprogramm (*inhouse report*), später dann als Kooperation mit ORF, Wien 1 (heute ATV), um dann – auch wegen universitätsinterner Hilflosigkeit – zu einem studenteneigenen Projekt zu werden, das dann nach der Gründung von OKTO Community TV (2005) als OKTO-integriertes Programmelement (Magazinsendung) eine medienrelevante Plattform, aber auch eine organisatorische Struktur gefunden hat, mit der das Projekt sich gut identifizieren kann.

*Im Modell ähnlich*, aber unter anderer Partnerschaft hat *u-ton* seine Existenz behauptet: *u-ton* kooperierte mit einem Seitenprojekt des ORF, *Radio 1476* („Donauwelle“), einer für den Verbreitungsraum der Donauländer wieder ins Leben gerufenen *Mittelwelle*, über die es für *u-ton* möglich war auch tatsächlich *on air* zu gehen und nicht nur, aber vor allem ein Publikum in den südosteuropäischen Ländern zu erreichen. Nachdem die *Mittelwelle* dann nach einigen Jahren doch definitiv abgeschaltet wurde, wanderte das Projekt als web-radio an das Institut für Philosophie, wo es dann ab 2005 auch ein vorläufiges Ende fand. Unter dem Titel „*Radio Campus*“ hat sich am Institut ein ambitioniertes Nachfolgeprojekt etabliert, in dessen Rahmen ein Redaktionsteam ein Programm produziert, das über Web rund um die Uhr und über eine Kooperation mit ORF Ö1 über *Ö1 Campus* in regelmäßig programmierten Abständen mit Beiträgen zu Wissenschaft, Gesellschaft, Universität und studentischen Lebensthemen zu hören ist.

Die Ambition der beiden Projekte war und ist es, einen ganzheitlichen Zugang zur Medienwelt von Radio und Fernsehen zu bieten, also nicht nur um technische oder quasi journalistische *skills* kennen zu lernen, sondern in didaktischer Verbindung damit sich in die medientheoretische und gesellschaftspolitische Reflexion der elektronischen Medienpraxis und deren Chancen, Zumutungen und Herausforderungen im Hinblick auf eine gesell-

schaftlich vernünftige Medienkultur einzüben. Die Redaktionsteams verstanden sich als Mittler zwischen universitätsinterner Kommunikation und der öffentlichen Darstellung der Universität als Ort der Forschung und Lehre. Zugleich war es aber auch das Bestreben, mit einem studentischen Medienprogramm und mit für die Studierenden relevanten Themen die Mediendiskurse aufzumischen. Dies gelang vor allem im Zusammenhang mit den diversen Streikereignissen an den Universitäten: *utv* wurde in diesem Zusammenhang zu einem beachteten Forum der kritischen Auseinandersetzung mit Themen der Universitätspolitik.

Im Ambiente und im Klima der damaligen Lehrveranstaltungen, die sich über mehrere Semester als Lerngruppen verselbständigt und etabliert hatten, sind – nicht nur, aber vor allem – im Bereich des Dokumentarfilms Talente erwachsen, die gerade wegen ihrer Mediensprache und ihres kritisch reflektierten Engagements für gesellschaftspolitische Themen heute nationale und internationale Achtung finden.

## 2. Internationalisierung

Über den Weg von Anfragen und Interessen an den institutsinternen Medienprojekten und deren medienpädagogischer Deutung (alternative Öffentlichkeit, alternative Medienarbeit), über Lehrveranstaltungen zu Medienkultur, interkultureller Kommunikation und zu Themen von Migration, Integration, Minderheiten, Transkulturelle Kommunikation und Medienwandel (damals schon: „neue Medien“), Nachhaltigkeit, Umweltpublizistik, *Urban Studies* sowie über die rege Beteiligung an europäischen Projekten im Bereich von Bildungsmedien und Medienbildung ergaben sich – zunächst im Interesse und zu Gunsten der Bereicherung und thematischen Ausweitung der Lehre und des Studiums – schon in den frühen 90er Jahren rege Kontakte (*joint seminars*) zu Universitätsinstituten mit kulturanthropologischer (kommunikologischer) Ausrichtung in São Paulo (PUC), Rio de Janeiro (URJ), Buenos Aires (UBA), Mexico City (UNAM), in New York (CUNY), im Rahmen der ersten gemeinsamen Lehrveranstaltung („International Public Relations“) auf der Basis von Videokonferenzen, in Istanbul (IU) und Athen (UOA) und Istanbul (UI) im Rahmen eines Seminarprogramms zu Environmental and Sustainability Communication, in Bangkok (Chulalongkorn und World Buddhism University) zu *Inter-religious Dialogue*,

in Belgrad, Sarajevo, Bratislava, Istanbul, Thessaloniki, Ljubljana, Zagreb, Dubrovnik, Tirana und Prishtina im Rahmen des Medienprojekts *descripto*. Mit Universitäten in Shanghai (Fudan) und Beijing (BFSU) entstand ab 2006 in Kooperation mit der Universität Salzburg ein mehrsemestriges Programm zu Medien- und Kommunikationsmanagement im Modell des Studierendenaustausches zwischen diesen und den österreichischen Studierenden, das nun von der Universität Salzburg weitergeführt wird. Den Lehrkooperationen folgten *international summer schools* unter Beteiligung unserer und internationaler Studierenden in Sao Paulo, Istanbul und – später auf der Ebene des Doktoratsstudiums – in Wien.

Im Interesse der Entgrenzung der Lernumgebungen und der Thematisierungszusammenhänge entstand aus der Zusammenarbeit mit SEE-MO, der *South-East Media Organization*, einer affilierten Organisation von IPI, *International Press Institute*, die Idee der „International Media Days“, gedacht als Seminare im Konferenzstil unter Beteiligung von Studierenden und Experten, gemischt aus den Veranstaltungsländern und aus dem Institut, die möglichst jährlich mit Analysen zu aktuellen Problemstellungen der lokalen Medienlandschaften realisiert werden sollten. So geschah es mehrere Jahre hintereinander ab 2010 in Istanbul (*Istanbul Media Days*) unter Gastgeberschaft und Beteiligung jeweils anderer Universitäten (Istanbul Üniversitesi, Bilgi University, Kadirhas Üniversitesi, Anadolu Üniversitesi). Das Setting hat sich als sehr erfolgreich erwiesen und wurde so auch in anderen Ländern mit neuen Partneruniversitäten umgesetzt, zum Beispiel in Kroatien mit *Dubrovnik Media Days*, in Malaysia mit *Kuala Lumpur Media Days*, jüngst (ab 2013) erst auch mit der AJC, *Academy of Journalism and Communication Vietnam*, als *Hanoi Media Days*. Für Prishtina, Kosovo und Teheran, Iran laufen die Vorbereitungen. Sowohl für die Studierenden der internationalen Institute, für die unseres Instituts wie auch für die internationalen Experten aus der Medienpraxis ist dieses Format eine Chance des Austauschs von Reflexion und Analyse.

Ab 2012 wuchs am Institut der Gedanke, die schon bestehenden internationalen Kontakte und Aktivitäten nicht einfach einzelnen MitarbeiterInnen des Instituts zu übergeben oder zu überlassen, sondern sie besser einzubinden in ein institutionelles Management der Internationalisierung des Instituts in Forschung und Lehre. Im Rahmen

dieser Strategie wurde unter anderen schon bestehenden und nun nach den Kriterien von Region und Thema selektiv intensivierten Kooperationen die Zusammenarbeit mit Vietnam (AJC Hanoi) konsequent aufgebaut: *Hanoi Media Days*, Gast-Lehrveranstaltungen an der *Academy of Journalism and Communication*. Diese Aktivitäten gelten als Vorstufen zu *joint research projects* und zeichnen den Weg zu einem *EU-South-East Asia Media Literacy Cluster*, das nun ab 2015 im Rahmen eines dem Institut übertragenen EU-Projektes („MED-LIT“) mit je zwei Universitäten aus Malaysia (Putra, KMU), Thailand (CHU, SWU), Vietnam (AJC, USSH) mit eingegliedert Kooperationspartner der Open University of Netherlands und der Zeppelin Universität Friedrichshafen startet. Die dem Institut zugemutete Mission dabei ist, den für Asien typisch technologisch geprägten Mediendiskurs mit dem für Europa bzw. Österreich typisch eher kulturbetont geprägten Diskurs so zu synchronisieren, dass dabei konzeptuelle Kapazitäten für kultur-synergetische Modelle von Lehre und Forschung im Hinblick auf eine transkulturelle, jeweils aber gesellschaftlich relevante Neuschrift von Medienkompetenz sichtbar werden (Bauer, 2014a, S. 229), mit denen auch und gerade wegen der unterschiedlichen gesellschaftspolitischen und religionskulturellen Ausgangsbedingungen den kulturellen Globalisierungseffekten (auch curricular) begegnet werden kann. Indem in diesem Projekt die Kriterien Regionenorientierung, Themenspezifität und Nachhaltigkeit exemplarisch erfüllt werden, kann man sich die Internationalisierung des Instituts im Sinne von Geben und Nehmen (Forschung, Lehre, Projekte) als Kompetenzstrategie der Lernpartnerschaft auf Institutsebene und nicht nur als Projektspielwiese einzelner Personen am Institut vorstellen.

### **3. Kulturtheoretische Perspektive**

In den 1970er Jahren machte sich in der europäischen bzw. vor allem deutschsprachigen Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ein markanter wissenschaftstheoretischer Paradigmenwechsel bemerkbar, der die bis dato in der Theorie wie für die Praxis geltenden Modelle einer linearen bzw. objektiv-kausalen Prozesskette medialer Kommunikation sowie deren Systematisierungen (Pierce, Lasswell, Hagemann, Dovifat, Maletzke) desavouierte. Mit Recht. Und doch zu wenig, wie später noch auszuführen sein wird. Es war nicht nur der Systemtheorie – im Fach vertreten durch Saxer, Rühl, Weischenberg, Willke, im Zwischenlager: Praxie – sondern auch dem

Kern und den Ausläufern der Kritischen Theorie (Frankfurter Schule, im Fach vertreten durch Aufermann, Bohrmann, Prokop, Holzer) – zu verdanken, dass die Publizistikwissenschaft zögerlich, aber doch in theoretischen Modellen zu denken begonnen hat. Das Dictum von der Publizistikwissenschaft als Sozialwissenschaft hat sich als Forderung der Zeit in der wissenschaftlichen Community herumgesprochen, auch am Wiener Institut, das sich mit bewusstem Bezug darauf im Kontext der Neu-Aufteilung der Fakultäten (2002) auf die Bezeichnung „Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ festgelegt hatte. Das Statement sollte sein: Das Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft versteht sich als (empirische) Sozialwissenschaft und problematisiert, analysiert und reflektiert aus diesem Verständnis den Zusammenhang von Medienkommunikation und Gesellschaft. Da war er nun, der neue soziologische Blick: von der Einzelmedienbetrachtung zur Verhältnisbeschreibung, von der Einzelobjektanalyse zur Zusammenhangsbeschreibung.

So weit, so gut. Und doch zu wenig. Was nämlich nicht hinreichend mitbedacht wurde, ist der epistemologische Faktor (wie macht man Erfahrung zu Wissen?): Sozial, gesellschaftlich und/oder kulturell thematisierte

Zusammenhänge sind niemals objektiv gegebene, sondern solche, die im Interesse der Wahrnehmung von Realität unterstellt, imaginiert und als solche konzeptualisiert werden. In diesem Sinne sind Termini, Theoreme und Konzepte wissenschaftlich ausverhandelbare und so auch ausverhandelte Beschreibungsmetaphern – nicht der Realität, sondern der Wahrnehmung und Beobachtung (Konstruktion) von Realität. Zusammenhänge, oder noch deutlicher: die Energie, die Handlungen, Personen oder Strukturen (praktisch sinnvoll, möglicherweise vernünftig) zueinander verbindet, ist weder physisch noch natürlich, sondern kulturell: Sie entsteht aus der Intervention von Beobachtung und Deutung, selbst wenn und gerade weil sie in und aus der sozialen Praxis entsteht. Um genauer zu sein: Gerade weil sie aus der sozialen Praxis entstehen, haben so entstandene Zusammenhänge kein von dieser un-

**Das Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft versteht sich als (empirische) Sozialwissenschaft und problematisiert, analysiert und reflektiert aus diesem Verständnis den Zusammenhang von Medienkommunikation und Gesellschaft.**

abhängiges Eigenleben, sind eben deshalb fluide und können theoretisch nur im *framing* von Logiken (Kosmologien) erklärt, geordnet und klassifiziert werden. Dass Medien mit Kommunikation in einen Zusammenhang gestellt gesehen werden, ist nicht eine ontologische Notwendigkeit von Kommunikation oder von Medien, sondern eine phänomenologisch rationalisierte Wendung von kulturell programmierter Wahrnehmung und Beobachtung, die so lange Bestand hat als sie einem kulturellen, daher wandelbaren Sinndeutungsmodell (Nutzen, Ästhetik, Ethik) unterzogen wird oder werden kann.

Zusammenhänge, die man als solche beobachtet, sind also in Metaphern gefasste Sinndeutungsmodelle der Beobachtung, Interventionen des ordnenden Blicks, die nicht dem Beobachteten (Gegenstand) eigen sind, sondern der kulturellen Grammatik. Diese wiederum entspricht der Prag-

matik von Deutungslogiken, weswegen man durchaus im Sinne Noam Chomskys als Modell einer generativen Grammatik verstehen kann, mittels der der Mensch – bzw. in anderer Konstellation: die Gesellschaft – in der Lage ist, nicht nur bestehende Deutungslogiken (kommunikativ ausverhandelte Bestimmungen) zu wiederholen, sondern auch neue zu

kreieren (Chomsky, 1980). Dies geschieht nicht willkürlich und irgendwie, sondern als kultureller Subtext der sozialen Praxis, als vermutete Stimme der Vernunft (Nutzen, Ästhetik, Ethik) einer nie zu Ende bestimmten (konstruktivistisch, kybernetisch, anthropologisch und existenzanalytisch zu deutenden) Version von Kommunikation als der Konstruktion von Wirklichkeit: der Bestimmung des Unbestimmten (Bauer, 2014a).

Die Logik, derer man sich im Bemühen um die Konstruktion von Ordnungen (mögliche Beobachtungslogiken bzw. Kosmologien der Deutung von Beobachtung) im Kontext von Alltagserfahrung bedient, ist in der Regel pragmatisch, das heißt: Man versteht Zusammenhänge im Interesse der Wiederholbarkeit von Modellen der Bestimmung des an sich Unbestimmten, weil man sich in diesen bestimmt gedeutet weiß und vermeidet

Bestimmungsmuster, die das Kontingenzwissen (Komplexität) entweder nicht entlasten oder das Kontingenzrisiko gar maximieren. Es bilden sich so Alltagstheorien, die in Beschreibungsmetaphern gefasst, deren Gebrauch erklären, ordnen und kontrollieren. Das in der Bestimmung (Beherrschung, Aneignung) von Wirklichkeit (Alltagslogik) vorherrschende Paradigma ist das von Kausalität: Denken, Beobachten, Handeln erfüllen ihren pragmatischen Sinn in deren Folgen – in wirklichkeitsbestimmenden Kausalkräften, die (faktisch denkbare, beobachtbare und machbare bzw. verhandelte) Wirklichkeitsergebnisse so positionieren, dass ihnen nur unter Infragestellung, Desavouierung oder bewusster Unterbrechung der Gültigkeit der Logik widersprochen werden könnte. Im Rahmen dieses Programms entstehen Ordnungsbegriffe, kosmologisch gedachte Metaphern geglückter Bestimmung der Soziabilität von Sein und Zeit (von Existenz und deren Deutung): Kommunikation, Gesellschaft, Familie, Religion, Kultur, Recht, Macht etc., die – semantisch aufgeladen – die Pragmatik des Alltags, die Verhältnisse wie das Verhalten an Haltungen binden und so kontrollieren. In diesem Sinne ist das Kausalitätsmodell als Paradigma des Denkens, des Beobachtens und des Handelns „recht“ praktisch: Es perpetuiert und fixiert sich im Wege von Routinisierungen (Ausklammerung von zusätzlicher Komplexität) des Alltags und empfiehlt sich in eben diesem Sinne als grundlogische und logisch begründete Referenzfolie für die einzig mögliche Wendung der Not von Wirklichkeit: der Bestimmung des Unbestimmten (Bauer, 2014a; Schmied, 2002; Schmidt, 2003, S. 133).

Kausalität ist eine ordnungslogische Figur der Interpretation von Wahrnehmung und Erfahrung, eine Signatur von Realität, die im Kontext der Alltagsbeobachtung gewissermaßen den „Hausverstand“ (Alltagsvernunft) ausmacht und im Kontext der wissenschaftlichen Beobachtung eine formal-logische Sprache, eine formal-abstrakte Rahmung verlangt und begründet, wie sie die traditionell disziplinierte Mathematik liefert: Sie favorisiert rechenlogisch-affine Theorien der Mechanik, der Technik und der Ökonomie, in dessen Gefolge dann auch der Organisation, der Politik oder der Sozialtechnologie (Weber, Bauer).

Im Kontext der gesellschaftlichen Geschichte von Bildung und Wissen genoss die „moderne Wissenschaft“ gerade wegen ihrer Rechenbarkeitslogik die Attribute von Autonomie, Sou-

veränität, Emanzipation, Säkularisierung und Aufklärung. Unbekannte Größen (Gott, Geist, Schicksal), wohl wahrgenommen, aber nicht bewiesen, konnten durch nachweis- und beweisbare Konfigurationen der Beobachtung ersetzt werden. Diese nun kausal-logisch legitimierte Grundlegung der Beweisbeobachtung wurde ohne wissenschaftstheoretisch wirklich hinterdacht zu werden in die Theorien und Theoreme der Soziologie übernommen. Sie hat sich überdies im Kontext ihrer Entstehung der Rechenbarkeit ihrer Theorien und Methoden verschrieben, um als gebrauchsfertige bzw. produktive („moderne“) Wissenschaft zu gelten und so für sich Reputation, Ressourcen und akademische Platzierungen zu sichern.

Die wichtigsten, dann auch einer sozialwissenschaftlich-analytisch ausgerichteten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sich aufdrängenden Theoreme und Konzepte der Soziologie stehen so unter Verdacht der phänomenologisch ungerechtfertigten Vergegenständlichung von Ontologie und Wirklichkeit: Konzepte wie Soziales Handeln, Rolle, Sozialisation, Status, Schichtung, Macht, Herrschaft etc. wurden und werden absolut gesetzt – also losgelöst von den Bedingungen der Beobachtung und der in sie eingemischten Interessen der Wahrnehmung. (Habermas, 1973; Bauer, 2014a, S. 126f, 338). Auf weiten Strecken wurden diese Konzepte in die Medien- und Kommunikationswissenschaft übernommen, sogar logisch und methodologisch weiter ausdifferenziert und „angepasst“, ohne deren Charakterschwächen – die Vorläufigkeit der Fassung von Wissen und die Unbeweisbarkeit von Nicht-als-Objekt-Beobachtbarem epistemologisch mit zu bedenken (Faßler, 1997, S. 24ff; Bauer, 2014a, S. 314f) So wurden und werden Handlungslogiken des Managements „der“ Kommunikation (Partnerschaftsmodelle von Aktion-Reaktion, Interaktion, Transaktion, Boten-Modelle, Transport-Modelle, Tausch-Modelle, Hierarchie-Modelle etc.) als theoretische Denkfiguren zur Affirmation von für die Organisation von Arbeit und Kompetenz typischen Beziehungsverhältnissen genutzt – so als könnte man Konstrukte wie Gesellschaft, Kommunikation und Kultur nicht anders erklären als entlang den Strukturen der Organisation oder Profession von Praxis: als Rollenbeziehungsverhältnisse von Produktion und Konsumption. Die in Lehr- und Forschungsplänen weithin so kanonisierte Aufteilung der wissenschaftlichen Analyse in Kommunikator-, Aussagen-, Medien-, Publikums- und

Wirkungsforschung – und dies noch einmal in Einzelmedienanalysen zerkleinert – zeigt nicht nur die Strukturfixierung von Wissenschaft und Forschung, sondern auch deren für selbstverständlich gehaltene Beobachtung von für selbstverständlich gehaltenen (sich selbst so erklärenden) Objekten.

Erst die später, meist aus der Kultur- und Sozialanthropologie entlehnten Versuche einer interpretativen Sozialwissenschaft („Verstehende Soziologie“) und die dann noch später in wissenschaftlichen Umlauf gekommene Methodologie der kontextuellen Forschung in der metatheoretischen Rahmung der Cultural Studies, in der soziales und kulturelles Leben jeweils als eine Formung (Performance) der je gegebenen Lebenszusammenhänge verstanden wird (Hepp, Krotz & Thomas, 2009) haben der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, auch in Wien, eine kultur- und konstruktionstheoretische Färbung gegeben. Im Kontext der institutionellen Selbstdarstellung allerdings eher als programmatische Zumutung denn als theoretische und methodische Übung der Kunst der Reflexion der Wissenschaft, mehr als eben auch mögliche Spur des Denkens denn als wissenschaftlich gemeinte Intervention und als wissenschaftlich gewollte Unterbrechung der Alltagsroutinen der sozialen Praxis, so wie es ihr eben auch zuzumuten ist: als kritische Beobachtung hausverständiger Alltagsbeobachtung (Schmidt, 2003, S. 48f; Bauer, 2014a, S. 294f).

Die sozialwissenschaftliche Ausrichtung der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft führt zu weiter gefassten Problemstellungen der sich zunehmend ankündigenden Mediengesellschaft, zunächst noch als Erlebnisgesellschaft oder später auch als Wissensgesellschaft skizziert – Paraphrasen der Wahrnehmung, dass Gesellschaften sich im Hinblick auf Referenzthemen bilden und verstehen, durchaus auch im Hinblick auf die Möglichkeiten, Notwendigkeiten und Herausforderungen der Konkurrenz im Kontext sich schon abzeichnender Globalisierungseffekte. Die sozialwissenschaftliche Ausweitung von Theorie (Soziologie, Systemtheorie) und Methodologie (empirisch-analytische Sozialforschung) kommt gerade im Hinblick auf Globalisierung, Medienwandel und sich abzeichnende Bruchstellen der gesell-

schaftlichen Routinen (Mobilisierungsprozesse, Gastarbeiter, Migration, Diversitätskonzepte, Multikulturalität) relativ schnell in Erklärungsnotstand. Die traditionelle Soziologie (Rollentheorie, Stratifikationstheorien, Machttheorien etc.) reichen nicht aus, um die in Zeichen von Protest oder schlichter Ratlosigkeit sich ankündigenden Postulate von De-Hierarchisierung, De-Institutionalisierung, De-Ästhetisierung wissenschaftlich einzuordnen.

Das Wissen um die Kontextualität gesellschaftlicher Selbstwahrnehmung (Sozialität, Kommunikativität, Medialität) ruft nach einer kulturtheoretisch erweiterten Perspektive der Medien- und Kommunikationswissenschaft: Die Cultural Studies machen theoretisch und methodologisch wahr, was die Kritische Theorie (vor allem die Frankfurt Schule) zwar eingefordert, aber theoretisch wegen eines zu naiven und strukturellen Medienbegriffs nicht hinreichend aufgelöst hat. Der „cultural turn“ hält in der Wiener Kommunikationswissenschaft Einzug einerseits über den Weg zunehmender Wahrnehmung von Medienbildung als einer Erschließungsperspektive von Kommunikationswissen, andererseits über zunehmend Raum greifende qualitative Methoden der Medien- und Kommunikationsforschung. Diplomarbeiten, später Magister-/Magistraarbeiten, Dissertationen, Forschungsprogramme und Methoden-Lehrveranstaltungen bleiben relativ lange im Disput über Vorteile und Nachteile hängen, bilden aber schließlich doch dann ein Programm institutionalisierter Diversität.

Was bleibt, ist zunächst die Unsicherheit der Abgrenzung zwischen Publizistikwissenschaft, Kommunikationswissenschaft, Kulturanthropologie, Soziologie, Politikwissenschaft, Theaterwissenschaft. Aber auch diese Unsicherheit löst sich, wenn auch langsam, so doch auf in dem Wissen um die notwendige Multiperspektivität ein und desselben Komplexes. Der interdisziplinär zu sehende positive Effekt: eine neue Fokussierung auf Komplexität (Kontingenz) als das Prinzip von Wissenschaft. Der Neigung der Praxis gegenüber, strukturelle Komplexität möglichst zu reduzieren, muss die Wissenschaft es sich – und der Praxis – zumuten, kulturelle Komplexität zu produzieren – ganz im Sinne von Kultur: Sie ist, was sie uns bedeutet.

## **Bibliographie:**

- Bauer, T. A. (1978). *Massenmedien spontan*. Die Zuschauer machen ihr Programm. Frankfurt.
- Bauer, T. A. (2000). Zukunft der Kommunikationswissenschaft – Kommunikationswissenschaft der Zukunft. Eine Anregung zur Transformation. In: *Medien Journal*, 26 (2), S. 47–58.
- Bauer, T. A. (2011). Globalisierung aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive. In: Dvorak, J. & Mückler, H. (Hg.), *Staat, Globalisierung, Migration*. Wien, S. 133–158.
- Bauer, T. A. (2014a). *Kommunikation wissenschaftlich denken*. Perspektiven einer kontextuellen Theorie gesellschaftlicher Verständigung. Wien.
- Bauer, T. A. (2014b). Bildungsmedien und Medienbildung im Kontext des Medienwandels. In: Bauer, T. A., Ivanisin, M. & Mikuszeit, B. (Hg.), *Medien für die europäische Bildungsgesellschaft*. Medienbildung – Medienbewertung – Mediennutzung. Frankfurt/M., S. 11–46.
- Chomsky, N. (1980). *Studies on Semantics in Generative Grammar*. The Hague.
- Duchkowitsch, W., Hausjell, F., Hömberg, W. & Neverla, I. (Hg.) (1998). *Journalismus als Kultur*. Analysen und Essays. Opladen.
- Duchkowitsch, W. & Haas, H. (2015): Die Überwindung vieler schwerer Bürden in langer Zeit – Kennzeichen des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. In: Fröschl, K. A., Müller, G. B., Olechowski, T. & Schmidt-Lauber, B. (Hg.), *Reflexive Innenansichten aus der Universität*. Bd. 4 der Reihe „650 Jahre Universität Wien“, hrsg. Von Friedrich Stadler. Wien.
- Duchkowitsch, W. (2015). *Von der Propagandaschmiede zur Kommunikationswissenschaft*. Poster-Ausstellung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Rahmen des Jubiläumsjahres 650 Jahre Universität Wien.
- Edmair, A. (1968). *Horizonte der Hoffnung*. Eine philosophische Studie. Regensburg.
- Faßler, M. (1997). *Was ist Kommunikation?* München.
- Gadamer, H. G. (1975). *Wahrheit und Methode*. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 4. Auflage. Tübingen.
- Goertz, H. J. (1995). *Umgang mit Geschichte*. Eine Einführung in die Geschichtstheorie. Reinbeck.
- Haas, H. (1999): *Empirischer Journalismus*. Verfahren zur Erkundung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Wien.
- Hahn, O. & Schröder, R. (Hg.) (2008). *Journalistische Kulturen*. Internationale und interdisziplinäre Theoriebausteine. Köln.
- Hepp, A., Krotz, F. & Thomas, T. (Hg.) (2009). *Schlüsselwerke der Cultural Studies*. Wiesbaden.
- Kittler, F. (1995). *Aufschreibesysteme 1800 – 1900*. 3. vollst. überarbeitete Auflage. München.
- Langenbacher, W. R. (1994). Journalismus als Kulturleistung: Aufklärung, Wahrheitssuche, Realitätserkundung. In: *Aviso*, 11/94, S. 7–10.
- Lüneborg, M. (2005). *Journalismus als kultureller Prozess*. Zur Bedeutung des Journalismus in der Mediengesellschaft. Ein Entwurf. Wiesbaden.
- Luhmann, N. (1987). *Soziale Systeme*. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.
- Neverla, I. (1998). *Fernsehzeit*. Zuschauer zwischen Zeitkalkül und Zeitvertreib. Münster.
- Schmid, W. (2000). *Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst*. Die Frage nach dem Grund und die Neubegründung der Ethik bei Foucault. Frankfurt/M.
- Schmidt, S. J. (2003). *Geschichten und Diskurse*. Abschied vom Konstruktivismus. Reinbeck.
- Stiegler, B. (2008). *Die Logik der Sorge*. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien. Frankfurt/M.
- Willke, J. (Hg.) (1999). *Massenmedien und Zeitgeschichte*. Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Konstanz.

Thomas A. BAUER,

emer. o. Univ.-Prof. Dr., nach Abschluss von Studien in Philosophie/Theologie (Eichstätt) Kommunikationstheorie/Kultursoziologie (Salzburg), Kommunikationsbildung/Medienbildung/Gruppendynamik (Zürich-Graz), langjähriger Tätigkeit als Lektor an diversen österreichischen Universitäten und im Bereich der Kommunikations- und Unternehmensberatung, 1993 Berufung an das Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft Wien als Ordinarius für Audiovisuelle Medien, 2013 emeritiert als Professor mit Arbeitsschwerpunkt Medienkultur und Medienbildung. Mit und seit der Berufung tätig in Programmen von Lehre, Forschung, Theorieentwicklung und Praxisprojekte, die das Engagement der gesellschaftspolitischen und medien-kulturellen Intervention der Medien- und Kommunikationswissenschaft zu einem der Leitmotive des Selbstverständnisses akademischer Kommunikationswissenschaft macht. In diesem Sinne theoretisch und praktisch, in Lehre und Forschung engagiert für: alternative Medienarbeit, transkulturelle Kommunikation, internationale Vernetzung von Wissenschaft, Studienprogrammen und Medienprojekten. Aus diesem Motiv tätig in der Gründung und im Aufbau von medienpraktischen Projekten am Institut: utv, u-ton, descripto, später OKTO, tätig im Aufbau internationaler akademischer Netzwerke in Lehre, Forschung, Projekten und Ausbildung für Medienkultur, Medienbildung und Referenzbereiche von Kommunikationswissenschaft wie Bildung, Bildungsmedien, Religion, Gesundheit, Umwelt, Stadtkultur, Armut, Migration, Minderheiten, Europäische Gesellschaft.

Derzeit: Vorsitzender des Österreichischen PR-Ethik-Rates, Präsident der *European Society of Education and Communication*, Vorsitzender des Herausgeberverbandes von *OKTO Community TV Wien*, Präsident der Internationalen Jury für den Erasmus EuroMedia Award, Gastprofessuren in Europa, Südostasien, Lateinamerika.

Aktuellste Publikation:

Bauer, T. A. (2014). *Kommunikation wissenschaftlich denken*. Perspektiven einer kontextuellen Theorie gesellschaftlicher Verständigung. Wien: Böhlau.

# Disziplinarangelegenheit Karl Oswin Kurth vs. Walter Gruner

Maria Wrona

Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Universität Wien

Im Archiv der Universität Wien befindet sich ein Akt des Akademischen Senates mit dem Stempel „Disziplinarangelegenheit“, darunter „Anschuldigung gegen Prof. Dr. Karl Kurth“. Dieses Konvolut an über hundert maschinengeschriebenen vergilbten Blättern aus den Jahren 1944 und 1945 bietet einen ungeahnt präzisen Einblick in die inneren Vorgänge an der nationalsozialistischen Universität und wie weit fortgeschritten die Ideologisierung unter Studierenden sowie Lehrenden war.

Die Fehde zwischen dem Zeitungswissenschaftstudenten Walter Gruner und dem damaligen Institutsvorstand Karl O. Kurth wurde aus Gruners Sicht aus Gesinnungsgründen ausgetragen. Für Kurth war es wohl eher eine Abrechnung mit einem lästigen Studenten. Gruner war seit 1942 Student am neugegründeten Institut für Zeitungswissenschaft. Zusätzlich war er auch „Fachgruppenleiter“ des „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes“ und war sogar unter den zehn Studierenden die Kurth zu einer Exkursion in das besetzte Polen mitnahm, inklusive eines Abendempfangs mit dem Generalgouverneur Hans Frank höchstpersönlich auf der „Krakauer Burg“ (Königsburg Wawel). Doch in den zwei Jahren bis zum Sommer 1944 verfinsterte sich die Beziehung zwischen Kurth und Gruner, so untersagte Kurth der „Fachgruppe“ die weitere Benützung ihres Raums am Institut.

Im August 1944 schrieb Kurth einen Brief an Gruner, in dem er ihn informierte, dass er Gruner sein Dissertationsthema entzogen und ihn vom weiteren Studium am Institut für Zeitungswissenschaft ausgeschlossen hat. Grund einer so drastischen Maßnahme war, dass Kurth zu Ohren kam, dass Gruner wiederholt „Verdächtigungen über betr. meine politische und weltanschauliche Haltung äußert, die mich als ältesten nationalsozialistischen Dozenten der Zeitungswissenschaft besonders scharf treffen müssen.“ Weiters: „Sie haben meine soldatische Ehre angegriffen, indem Sie meine

Wehrdienstleistung nur als angeblich bezeichneten und somit den Eindruck zu erwecken suchten, als wenn diese nicht effektiv erfolgte.“

Die Sache wurde aktenkundig, als Gruner noch am selben Tag einem siebenseitigen Brief schrieb, an Rektor Eduard Pernkopf persönlich adressiert. Gruner wehrte sich darin entschieden und energisch gegen die Anschuldigungen, widersprach sich jedoch auch, indem er Kurth wieder eindeutig verdächtigte, kein ausreichend glühender Nationalsozialist zu sein, um die Stelle des Institutsvorstands zu bekleiden und seinen Wehrdienst nicht pflichtgemäß zu absolvieren. Er berief sich darauf, dass er als Fachgruppenleiter des NSD-Studentenbundes so handeln musste. Ein Auszug: „Ich habe niemals, außer durch meine dienstliche Stellung als Amtsträger des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes gezwungen, Überzeugungen (was etwas anderes als „Verdächtigungen“ ist) über die politische und weltanschauliche Haltung des Herrn Prof. K. ausgesprochen, und wenn ich das dienstlich getan habe, so immer durch Handlungen Prof. K.s ausgelöst, die dabei allein mein Urteil bestimmt haben. Sie waren bedauerlicherweise immer den oben dargestellten ähnlich. Und ich frage, Magnifizienz: Entspricht jene Haltung nationalsozialistischer und akademischer Auffassung von ehrlicher und sauberer Art? Müssen sich einem bei den von Herrn Prof. K. angewandten Methoden nicht Zweifel über seine politische und weltanschauliche Einstellung geradezu aufdrängen?“ und „Herr Prof. K. möchte es nun aber scheinbar fertigbringen, mir nicht weil ich gegen, sondern für unseren nationalsozialistischen Staat geschafft habe, mein Studium unmöglich zu machen. Gegen dieses beispiellose Tun bitte ich Sie, Magnifizienz, um Ihren Schutz“. Zum Wehrdienst schreibt Gruner: „... mir war von einem, Prof. K. sehr nahestehenden, Mitglied des Instituts gesprächsweise mal die Mitteilung gemacht worden, das Soldatsein Prof. K.s beruhe auf Vereinbarungen mit einer ihm bekannten höheren Persönlichkeit der Wiener Wehrmacht,

die veranlasst habe, dass er den Funkern zugeteilt werde, wo er die Möglichkeit habe, etwas um den Dienst herumzukommen.“ Zum Ausschluss vom Studium durch Kurth findet Gruner folgende Worte: „Dies muss jedem einigermaßen rechtschaffenden denkenden Menschen nicht bloß als eine Nachlässigkeit und ein taktloser Verstoß gegen das menschliche Gerechtigkeitsgefühl erscheinen, sondern beinahe schon wie eine böswillige Absicht, in der sich scheinbar vorhandene niedrigste persönliche Rachegefühle austoben möchten. Magnifizienz! Wenn ich dieses hier ausspreche, so ist das eine Meinung, die ich erst aus der jetzigen Handlungsweise Prof. K.s gebildet hat. Denn ich habe ihn bisher, trotz den dienstlichen Erfahrungen, die ich mit ihm gemacht hatte, im tiefsten Menschlichen immer noch für rein und makellos angesehen.“

Als Folge dieses Briefs eröffnete die Universität eine Untersuchung. Der Dekan der philosophischen Fakultät reagierte – wenig überraschend – zu Kurths Gunsten und ordnete an, „eine Untersuchung durchführen zu lassen, da es nicht angehe, wenn Studierende über Professoren und Institute herabsetzende Äußerungen weitergeben, die unbegründet sind und nicht der Wahrheit entsprechen. Ich bitte auch feststellen zu lassen, ob gegen Herrn Gruner beim NSDStB und auch schon früher bei der HJ Disziplinaruntersuchungen stattfanden.“ Und tatsächlich hatte sich Gruner bei seinen Kollegen und Kolleginnen von der Gaustudentenführung Wien ausreichend unbeliebt gemacht, dass diese bereits ein Disziplinarverfahren gegen ihn laufen hatten. Im Akt finden sich Formulierungen, dass ein Kollege „in manchen Andeutungen zum Ausdruck gebracht und schließlich direkt verlangt, dass man etwas gegen den Gruner unternehmen müsse.“ Auch hier ging es um Anschuldigungen bezüglich Kurths politischer Einstellung und seines Wehrdiensts, aber auch wegen „Nichtbefolgens eines Befehls und anderem“, wollte man Gruner „von der Universität Wien entfernen“. Die Hitlerjugend in Gruners Heimatstadt Troppau (heute

Opava, Tschechien) schrieb der Universität Wien zurück, dass „G. einen krankhaften Geltungstrieb besitzt und an maßloser Überheblichkeit leidet, die bis zum Widerstand gegen die Anordnungen des Bannführers ausliefen. Auch ist es mehrfach zu Unstimmigkeiten mit der Schule, Regierung und der Kreisleitung auf Grund seines anmaßenden Wesens gekommen.“

Im Dezember 1944 wurde Gruner zur mündlichen Verhandlung im Rektorat vorgeladen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Gruner jedoch schon freiwillig zum „deutschen Volkssturm“ gemeldet und weilte wieder im heimatlichen Troppau. Die Hitlerjugend Troppau meldete dem Rektorat der Universität Wien, dass Gruner in Troppau ist und „sich zur Mitarbeit bereit erklärt“ habe. Man erkundigte sich zusätzlich nach dem Stand des Verfahrens. Auch das „Rechts- und Gerichtsamt der Reichsstudentenführung“ in München schrieb an den Wiener Rektor mit der Frage „ob schon eine Bestrafung erfolgt ist und wenn ja, welche.“

Nach Kriegsende wurde von Seiten der Universität versucht das Verfahren abzuschließen. Gruner wurde im Oktober 1945 zur einer Disziplinarkommission vorgeladen, erschien aber nicht. Daraufhin erging ein Schreiben an die Rektorate aller österreichischen Hochschulen, dass bei einer allfälligen Inskription Gruners, „berücksichtigt“ werden soll, dass er Amtsträger der Hitlerjugend und des NSDStB war. Gruner versuchte im Herbst 1945 wieder an der Universität Wien zu inskribieren. Er leugnete seine Mitgliedschaften bei NSDAP und NSDStB, jedoch fand ein Mitarbeiter der neu gegründeten Österreichischen Hochschülerschaft alte Karteikarten, auf denen seine Funktionen vermerkt waren und forderte den Ausschluss Gruners beim Dekanat. Daraufhin zog Gruner seine Inskription zurück.

Das vorliegende Material gibt keine Auskunft über Gruners weiteren Lebensweg nach dem Herbst 1945.

**Maria WRONA,**

studiert derzeit Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Bakkalaureatsstudium an der Universität Wien und ist seit Mai 2015 gewählte Studienvertreterin für die IG Publizistik. Sie ist für die grafische Umsetzung der Ausstellung „Von der Propagandaschmiede zur Kommunikationswissenschaft“ verantwortlich. Im Oktober 2015 nimmt sie ihre Tätigkeit in der studentischen Lehre auf.

# 26 Jahre Studienvertretung IG Publizistik

Jutta Doppelreiter & Ao Zhou  
Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,  
Universität Wien

Den Lebensraum Universität aktiv mitzugestalten ist seit ihrer Gründung wesentlicher Bestandteil der Vertretungsarbeit der Institutsgruppe (IG) Publizistik. Die IG bietet als offene Basisgruppe allen Interessierten die Möglichkeit sich zu engagieren. Feste, Punschstände oder Erstsemestrigentutorien sollen Raum für Sozialisation unter den Studierenden schaffen. Ein weiteres Projekt zum Mitmachen ist der *Zündstoff*, die Zeitschrift der IG, die seit 1990 erscheint. Seit 26 Jahren stellt die IG nun die Studienvertretung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien und blickt dabei auf eine ereignisreiche Geschichte zurück.

## Was bisher geschah...

1989. Die Situation am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft verändert sich. Innerhalb weniger Jahre steigen die Studierendenzahlen so stark an, dass die Vorlesungen von einem kleinen Hörsaal für 30 Personen im NIG (Neues Institutsgebäude) ins Audimax verlegt werden. Der Studienalltag ist geprägt von Massenlehrveranstaltungen. Abseits der Vorlesungen gibt es kaum Raum für Austausch, Vernetzung und Diskussion für die Studierenden. Zu diesem Zeitpunkt formiert sich eine engagierte Gruppe, die im Rahmen des Erstsemestrigentutoriumsprojekts versuchen wollen diese Lücke zu füllen.

*„Was die Meisten wahrscheinlich nicht wissen ist, dass die IG Publizistik nur ein Nebenprodukt der sogenannten Tutoriumsbewegung (Anm.: Ein autonomes Studierendenprojekt, um Erstsemestrigen den Einstieg ins Studium zu erleichtern) war.“*

sagt Erik Bauer, eines der Gründungsmitglieder. Es entstehen verschiedenste Netzwerke, in denen man sich inhaltlich zum Studium und politisch austauschen kann und die Anonymität der Massenuniversität wird aufgebrochen. Durch ihre positiven Erfahrungen mit den Studierenden im Tutoriumsprojekt werden einige Mitwirkende zu noch mehr universitärem Engagement motiviert. Eine Idee entsteht...

## Auf der Suche nach einem passenden Namen

Mit Blick auf die Wurzeln im Tutoriumsprojekt sollte auch die neue Studierendenvertretung basisdemokratisch sein. Die Bezeichnung *Basisgruppe* wurde jedoch wieder verworfen, da die Protagonist\_innen nicht annehmen wollten für die gesamte Basis zu sprechen. Schnell tauchte als möglicher Name *Initiativgruppe* auf. Das Kürzel „IG“ war geboren. Nachdem ein Name gefunden worden war, stellte sich die Gruppe erstmals der Wahl zur Studienvertretung. Durch ihre partizipatorische Herangehensweise fand die IG viel Anklang und stellte ab 1989 die Studienvertretung am Institut. Durch das schlechte Betreuungsverhältnis im Studium war das Hauptanliegen die Kommunikation der Studierenden untereinander und mit dem Institut zu verbessern. „Es war alles sehr improvisiert. Es war ungemein lustig. Es war immer was los!“, beschreibt Erik Bauer die Anfangszeit in der IG.

## Ein Raum für die Studienvertretung

Schon immer war Beratung einer der wichtigsten Bestandteile der Vertretungsarbeit. Einen Raum dafür gab es bis Mitte der 90er Jahre allerdings nicht. Das Kaffeehaus diente als provisorisches Büro. Schließlich bot eine Abmachung mit dem WOV, heute Facultas, eine vorläufige Lösung des Problems. Mitglieder der IG handelten damals aus, dass die Studienvertretung für den WOV einen Buchshop betreiben sollte. Im Gegenzug wurde die Miete für die Räumlichkeiten übernommen. Somit stand der IG zum ersten Mal auch ein eigener physischer Ort für Austausch, Diskussion und Beratung zur Verfügung. Die Buchhandlung bedeutete jedoch gleichzeitig einen großen Mehraufwand und wurde zum Fulltimejob für die engagierten Studierenden. Die Vertretungsarbeit Anfang der 2000er Jahre war geprägt von gesellschafts- und hochschulpolitischen Umwälzungen. Durch die Angelobung der schwarz-blauen Regierung und die Einfüh-

rung von Studiengebühren 2001 nahm die IG regelmäßig an Demonstrationen teil, um sich aktiv gegen die politische Entwicklung auszusprechen. Ein großer Arbeitsschwerpunkt war die Neugestaltung des Studienplans. Mit dem neu eingeführten Studienplan 2003 war die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft eine der ersten Studienrichtungen, die vom Diplomstudium auf die Bolognastruktur umstellte. Die IG war maßgeblich an seiner Ausarbeitung beteiligt.

*„Im Endeffekt haben wir dafür gekämpft und argumentiert, dass das Fachtutoriumsprojekt so wie wir es jetzt haben, überhaupt existieren kann.“*

erinnert sich damals mitwirkendes IG-Mitglied Barbara Korb an eines ihrer Hauptanliegen. Als 2002 die Kooperation mit Facultas endete, wurde zunächst mit dem Fachbereichsbibliotheksteam vereinbart, dass die Studienvertretung einen kleinen Raum am Institut in der Schopenhauerstraße bekommen sollte. Kurz bevor dieser bezogen werden konnte, ergab sich jedoch, dass das Institut das Büro für eine Mitarbeiterin brauchte. Die IG beschloss zu handeln und ihrem Unmut über die Situation Ausdruck zu verleihen. Nach Absprache mit der Universitätsvertretung entschloss man sich einen „Beratungsboykott“ anzudrohen. In diesem Zusammenhang wurde auch ein Tätigkeitsbericht erstellt, der aufzeigte wie umfangreich und wichtig die ehrenamtliche Beratungs- und Vertretungsarbeit der IG für das Institut und seine Studierenden war. Mit diesen Tatsachen konfrontiert, lenkte das Institut ein und stellte der Studienvertretung schließlich doch einen Raum zur Verfügung. So wurde die IG auch räumlich in das Institut integriert.

## Bildungspolitisch aktiv

Durch die Umstellung des Studienplans wollten viele Studierende noch im alten Diplomstudium abschließen. Mehr als 2.500 Student\_innen konnten dies jedoch nicht tun, weil die große Anzahl von den Mitarbeiter\_innen nicht mehr zu

bewältigen war. Das stark unterbesetzte Institut verlangte, dass die Universität zusätzliche Mittel stelle. Auch die IG Publizistik wurde aktiv und entschloss sich zu Protestaktionen. Mit Unterstützung der ÖH Bundesvertretung wurde beispielsweise eine Demonstration mit bis zu 5.000 Studierenden organisiert. „Da haben dann ÖH, Institut und IG gemeinsam an einem Strang gezogen, um Druck auf die Universitätsleitung auszuüben.“, erzählt Axel Maireder, ehemaliges IG Mitglied. Als Sofortlösung wurde schließlich ein Aufruf an alle im Fach Publizistik habilitierten, also prüfungsfähigen Akademiker\_innen, im deutschen Sprachraum gestartet. Sie sollten nach Wien kommen, um gegen ein Honorar Arbeiten zu begutachten und Prüfungen abzunehmen.

Das nächste große bildungspolitische Thema waren 2009 Proteste gegen Beschränkungen des Hochschulzugangs und die daraus entstandene #unibrennt-Bewegung. Außerdem fand im Juni 2010 ein von der IG initiiertes Gespräch mit der damaligen Wissenschaftsministerin Beatrix Karl und Universitäts- sowie Insititutsleitung statt. Ein Thema war bessere Informationsgestaltung über das Studium für Interessierte. Vor allem die Wissenschaftlichkeit des Faches sollte in den Mittelpunkt gerückt werden, auch was die Außenwahrnehmung betrifft. Gängige Vorurteile über die geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengänge sollten von beiden Seiten aktiv beseitigt werden.

Mit der Zusammenlegung der Ministerien für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft 2013 veröffentlichte die IG eine Stellungnahme, in der sie ihre Bedenken ausdrückte. Die Abschaffung des Ministeriums für Wissenschaft und Forschung setzte ein fatales Zeichen für Österreichs Bildungspolitik. Sobald nur noch im Sinne von Interessensvertretungen geforscht werde, würden keine neuen Wege mehr betreten und die Gefahr des Stillstands der Wissenschaft stehe im Raum. So versucht die IG Publizistik auch in Zukunft den Bogen zwischen gesellschafts- und unipolitischem Auftrag und konkreter Hilfestellung für Studierende zu spannen.

Jutta DOPPELREITER,

Bakk., Masterstudium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie Bachelor in Theater- Film und Medienwissenschaften. Fachtutorin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Forschungsschwerpunkte: Feministische Medien- und Kommunikationsforschung und Cultural Studies. Mitglied der IG Publizistik seit dem Wintersemester 2011.

Ao ZHOU,

Bakk., Masterstudium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Fachtutor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Sachbearbeiter des Tutoriumsprojektes an der ÖH-Bundesvertretung. Forschungsschwerpunkte: Journalismusforschung (Kommunikatorforschung, Medieninhaltsforschung). Mitglied der IG Publizistik seit Anfang 2013.

---

# Empfehlung



Herbert von Halem Verlag



WOLFGANG DUCHKOWITSCH / FRITZ HAUSJELL /  
HORST PÖTTKER / BERND SEMRAD (Hrsg.)

## **Journalistische Persönlichkeit. Fall und Aufstieg eines Phänomens**

*Öffentlichkeit und Geschichte, 3*

2009, 488 S., 2 Tab., Broschur, 213 x 142 mm, dt.

EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 / sFr. 49,60

ISBN 978-3-938258-82-8

Anlässlich der Emeritierung von Wolfgang R. Langenbucher (Wien) wurde im Oktober 2006 den Wechselbeziehungen zwischen Journalismus, Person und Werk nachgespürt. Davon ausgehend kommen in diesem Sammelband Autorinnen und Autoren aus Wissenschaft und journalistischer Praxis zu Wort, um den Stellenwert von Persönlichkeit im Journalismus, den Werkcharakter von journalistischen Leistungen sowie deren Kanonisierung zu erörtern.

›Journalismus‹ wird in diesem Band als spezifische Kulturleistung verstanden. Entgegen der herrschenden Lehre erlangen dann (wieder) Personen und ihre Biografie wissenschaftliches Interesse. Dabei gilt es auch journalistische Werke als solche (wieder) zu entdecken, die alles andere als tagesgebunden sind und die deshalb nicht einfach der Literatur (und ihrer Wissenschaft) zugeordnet werden sollten.

So mag das Postulat von Max Weber aus dem Jahre 1919 eingelöst werden, dass »eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie beispielsweise irgendeine Gelehrtenleistung«, damit unterschieden werden kann von den täglichen Mediendienstleistungen – Journalismus stellt einen stabilen Eigenwert moderner Gesellschaften dar.

<http://www.halem-verlag.de>

[info@halem-verlag.de](mailto:info@halem-verlag.de)

Bei Unzustellbarkeit  
bitte zurück an:

**medien & zeit**

Währinger Straße 29  
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,  
Verlagspostamt 1180 Wien,  
2. Aufgabepostamt 1010 Wien

